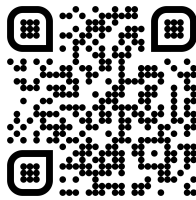


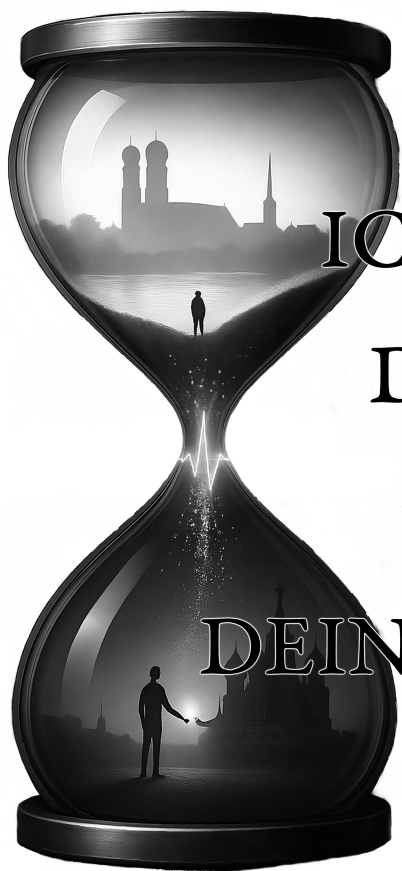
ICH TRÄUME
DEIN LEBEN
UND LEBE
DEINEN TRAUM

Weitere spannende Geschichten findest du unter

marcel-richtsteiger.de



MARCEL RICHTSTEIGER



ICH TRÄUME
DEIN LEBEN
UND LEBE
DEINEN TRAUM

THRILLER

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

3. korrigierte Auflage

© 2026 Marcel Richtsteiger,

© 2025 Erstausgabe, Marcel Richtsteiger

Lektorat: Zum Entstehungsprozess und Lektoratsverfahren dieses Buches: marcel-richtsteiger.de/zur-entstehung

Verlag: BoD · Books on Demand GmbH,
Überseering 33, 22297 Hamburg, bod@bod.de

Druck: Libri Plureos GmbH,
Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 978-3-6963-7674-1

Inhaltsverzeichnis

Das Band.....	7
Die Flucht.....	51
Doppeltes Spiel.....	101
Vertrauensbruch.....	163
Der Gegenangriff.....	209
Die Monster.....	259
Familie.....	297

Das Band

1

An diesem Tag starben zwei Menschen. Die Härte des Linoleumbodens in der Umkleidekabine hatte sich in Markus' Knien festgesetzt, als er sich neben dem weinenden Jungen niederkniete. Der Raum roch nach Schweiß und billigem Deodorant, ein Geruch, der nach all den Jahren an der Schule so vertraut war wie der Klang der Schulglocke. Die anderen Jungen standen im Halbkreis, ihre Gesichter eine Mischung aus peinlich berührtem Schweigen und unterdrücktem Gelächter.

»Ihr anderen geht jetzt«, sagte Markus mit einer Stimme, die er selbst kaum wiedererkannte – zu ruhig, zu kontrolliert angesichts des zitternden Schülers vor ihm.

Die Jungen murmelten und schlurften hinaus. Zurück blieb nur Lukas, zusammengekauert auf dem kalten Boden, sein dünner Körper vom Schluchzen geschüttelt. Sein nackter Unterleib war noch entblößt, die Hose um die Knöchel gewunden wie ein gefallenes Segel.

»Lukas«, begann Markus sanft, während er nach dem Handtuch griff, das neben dem Jungen lag. »Was ist passiert?«

Der Sechzehnjährige blickte nicht auf, sein Gesicht hinter zerzausten, dunkelblonden Haaren verborgen. »Sie haben gesagt, ich... ich sei kein richtiger Mann«, flüsterte er, die Worte kaum hörbar zwischen erstickten Atemzügen. »Haben mich festgehalten... alle haben gelacht...«

Und dann sah Markus es in Lukas' Schritt – den Grund für die Hänseleien. Es war nicht nur klein. Es war erschreckend winzig, so unterentwickelt, dass es selbst bei einem Kleinkind aufgefallen wäre. Ein Anblick, der so unerwartet und fast absurd wirkte, dass Markus, trotz seiner Rolle als Lehrer und Beschützer, in diesem winzigen, verhängnisvollen Augenblick der Überraschung ein kurzes, unwillkürliches Lachen entwich. Es war kein boshaftes Lachen, eher ein Ausdruck fassungsloser Verblüffung, eine unbedachte Reaktion auf etwas, das außerhalb jeder Norm lag. Eine Sekunde, nicht länger. Sofort biss er sich auf die Lippe, doch es war zu spät.

Lukas' Kopf schnellte hoch, seine geröteten Augen trafen Markus' Blick mit einer Intensität, die den Lehrer physisch zurückweichen ließ. In diesem Blick lag eine Welt aus Schmerz, Verrat und etwas viel Schlimmeres – Resignation.

»Nicht Sie auch noch«, hauchte Lukas, die Stimme gebrochen.

Der Rest des Tages verlief wie im Nebel. Markus unterrichtete mechanisch, seine Gedanken immer wieder zu diesem Moment in der Umkleide zurückkehrend. Er würde mit Lukas sprechen, sich entschuldigen, erklären, dass es nur ein unbedachter Reflex gewesen war. Nach dem Unterricht würde er ihn abfangen, vielleicht zum Schulpsychologen begleiten.

Doch dazu kam es nicht mehr.

Um 16:23 Uhr – Markus würde diese Zahl für den Rest seines Lebens wie eingebraunt in seinem Gedächtnis tragen – hallte eine Durchsage durch das Schulgebäude: Alle Schüler sollten in den Klassenzimmern bleiben. Ein »Vorfall« am S-Bahnhof. Markus wusste es sofort, noch bevor die Polizei eine Stunde später vor seiner Klasse stand und nach Lukas' engsten Freunden fragte.

In dieser Nacht schlief Markus nicht. Er starrte an die Zimmerdecke, während Anna neben ihm atmete, ahnungslos, dass ihr Mann gerade in Stücke zerbrach. Am nächsten Morgen stand Lukas' Tod in der Lokalzeitung. Ein tragischer Unfall, schrieben sie. Markus wusste es besser.

Die Wochen danach verschwammen ineinander. Markus funktio-

nierte, unterrichtete, lächelte sogar gelegentlich. Doch innerlich hatte die Kälte begonnen, sich auszubreiten. Zuerst war es nur eine Taubheit, die Unfähigkeit, Freude zu empfinden. Dann kamen die Schuldgefühle – nachts, wenn das Haus still war, krochen sie aus den Schatten, flüsterten ihm zu, dass er Lukas getötet hatte. Mit einem Lachen. Einem einzigen, verdammten Lachen.

Anna bemerkte die Veränderung zuerst. Als Psychologin erkannte sie die Anzeichen – den schwindenden Appetit, die plötzlichen Stimmungsschwankungen, die wachsende Distanz in seinen Augen. Sie versuchte, zu ihm durchzudringen, bot ihre professionelle Hilfe an, dann ihre Liebe, schließlich ihre Verzweiflung. Nichts half. Markus zog sich immer weiter zurück, bis er nur noch eine Hülle des Mannes war, den sie geheiratet hatte.

»Du musst mit jemandem reden«, sagte sie eines Abends, ihre Hand auf seinem Arm eine Brücke, die er nicht überqueren konnte. »Wenn nicht mit mir, dann mit einem Kollegen. Markus, bitte.«

»Es geht mir gut«, antwortete er automatisch, die Worte so ausgehöhlt wie er selbst. »Ich bin nur müde.«

Er begann, die Nächte zu fürchten. In seinen Träumen stand Lukas am Bahnsteig, wandte sich zu ihm um, das Gesicht leer, fragend: »Warum haben Sie gelacht?« Und dann der Zug, das Kreischen der Bremsen, das dumpfe Geräusch, das Markus aus dem Schlaf hochfahren ließ, schweißgebadet und nach Luft ringend.

Depressionen, diagnostizierte Anna schließlich, als sie ihn weinend im Badezimmer fand, das leere Blisterpack einer Schlaftabletten-schachtel neben ihm. Nicht genug, um sich zu schaden – damals noch nicht –, aber genug für einen Hilferuf, den er nicht aussprechen konnte.

Sie versuchte alles. Brachte ihn zu Kollegen, fand Therapeuten, recherchierte Behandlungsmethoden. Nichts funktionierte. Die Medikamente ließen ihn benommen fühlen, die Gespräche oberflächlich. Wie sollte er erklären, dass er das Leben eines Jungen auf dem Gewissen hatte? Dass er jedes Recht auf Heilung verwirkt hatte?

Eines Nachts fand er Anna über Studien gebeugt, die Brille auf der

Nasenspitze, das Gesicht verkrampft vor Konzentration. Sie versuchte noch immer, ihn zu retten. Diese Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag. Er hatte nicht nur Lukas im Stich gelassen – er war dabei, auch Anna zu zerstören. Die Frau, die er liebte, die brillante Psychologin, deren Karriere voller Erfolgsgeschichten war, würde an ihm, ihrem eigenen Ehemann, scheitern.

In dieser Nacht traf Markus seine Entscheidung. Er würde Anna befreien – von ihm, von seiner Last, von der Verantwortung für sein Versagen. Er begann zu planen, methodisch, wie er alles in seinem Leben tat. Er recherchierte Methoden, Dosierungen, Zeitpläne. Wenn er etwas tat, dann richtig.

Am Morgen des geplanten Tages küsste er Anna zum Abschied länger als sonst, atmete ihren Duft ein, prägte sich die Weichheit ihrer Haut ein. Sie lächelte überrascht, vielleicht hoffnungsvoll, eine kleine Falte zwischen ihren Augenbrauen.

»Ich liebe dich«, sagte er, zum ersten Mal seit Monaten und meinte es auch so.

»Ich liebe dich auch«, erwiderte sie, die Worte zugleich Frage und Versprechen.

Als die Tür hinter ihr ins Schloss fiel, blieb Markus für einen Moment stehen. Das ferne Rumpeln einer S-Bahn drang durch die geschlossenen Fenster seines Einfamilienhauses am Stadtrand Münchens – ein Klang, den er seit Monaten zu fürchten gelernt hatte, ihn aber heute seltsam unberührt ließ. Er holte tief Luft und ging ins Schlafzimmer. Es war Zeit, seinen Plan umzusetzen.

2

Das Schlafzimmer war ein Musterbeispiel für Ordnung, fast schon zwanghaft in seiner Perfektion. Die weißen Laken des Bettes waren straff gespannt, die Ecken mit einer Präzision gefaltet, die an militärische Disziplin erinnerte. Auf dem Nachttisch thronte eine schlichte Lampe, deren schwaches, bernsteinfarbenes Licht gerade genug

Helligkeit spendete, um das Etikett der Schlaftablettenflasche lesbar zu machen: »Zolpidem, 10 mg, 30 Tabletten«. Daneben lag ein Blatt Papier, bedeckt mit Markus' akkurater Handschrift – eine Tabelle mit Dosierungen, Zeitangaben und Berechnungen. Er hatte die tödliche Dosis exakt ermittelt: 300 mg, das entsprach der gesamten Flasche. Um sicherzugehen, hatte er die Zahl dreimal überprüft, die Formel in seinem Kopf immer wieder durchgerechnet, bis kein Zweifel mehr blieb.

Der Wecker zeigte 14:15 Uhr. Anna war beim Friseur, ein Termin, den sie seit Wochen im Kalender eingetragen hatte. Markus wusste genau, wie ihr Tag ablaufen würde: pünktlich um 14:30 Uhr würde sie dort ankommen, und frühestens gegen 16:00 Uhr würde sie zurückkehren. Er hatte sogar den Wetterbericht kontrolliert – kein Regen, kein Wind, nichts, was sie früher nach Hause bringen könnte. Selbst die Möglichkeit, dass der Friseur schneller fertig sein könnte, hatte er bedacht und verworfen; Anna liebte es, nach solchen Terminen noch einen Kaffee zu trinken. Alles war unter Kontrolle, jeder Faktor berücksichtigt.

Markus saß auf der Bettkante, den Rücken kerzengerade, die Hände ruhig im Schoß gefaltet. Seine Augen wanderten kurz zu dem Schulheft, das er in der untersten Schublade seiner Kommode versteckt hatte – Lukas' letzter Aufsatz, den er nie zurückgegeben hatte. »Meine Zukunft« stand als Überschrift darauf, ein bitterer Hohn für einen Jungen, der keine mehr haben würde. Markus schluckte schwer und zwang seinen Blick zurück zur Flasche.

Für einen winzigen Moment durchzuckte ihn ein Gedanke: *Was, wenn ich einfach aufhöre?* Doch er schob den Impuls beiseite, schüttelte kaum merklich den Kopf. Nein, das hier war kein spontaner Entschluss. Es war das Ergebnis von Wochen der Planung, von schlaflosen Nächten, in denen er jedes Detail durchdacht hatte – die Methode, den Zeitpunkt, die Abwesenheit von Zeugen. Er hatte sogar überlegt, ob er einen Brief schreiben sollte, aber die Idee verworfen; Worte würden nichts erklären können, was Anna nicht schon ahnte. Der Nachhall von Lukas' Aufprall auf die Gleise, dieses dumpf-

fe Geräusch, das ihn jede Nacht aus dem Schlaf riss, konnte durch keine Worte gemildert werden.

Mit bedächtigen, fast rituellen Bewegungen griff er nach der Flasche und schüttelte die Tabletten in seine Hand. Er zählte sie einzeln ab – eine, zwei, drei – bis dreißig kleine, weiße Pillen in einem perfekten Kreis auf dem Nachttisch lagen. Er ordnete sie in fünf Reihen zu je sechs Stück, wie ein Schachbrett, das nur er verstand. Jede Tablette war ein weiterer Schritt in die Dunkelheit, ein weiteres Glied in der Kette, die ihn von diesem Leben lösen würde. Er hatte die Reihen zweimal kontrolliert, um sicherzugehen, dass keine fehlte.

Neben dem Bett stand eine Glaskaraffe mit Wasser, daneben ein makellos poliertes Glas. Markus goss das Wasser ein, maß es mit einem Blick ab – genau bis zur Hälfte, 100 Milliliter, genug, um die Tabletten effizient hinunterzuspülen, aber nicht so viel, dass es den Magen überforderte. Selbst diese Kleinigkeit hatte er bedacht; er wollte keinen Würgerreflex riskieren, der alles zunichtemachen könnte.

Sein Blick schweifte kurz durch den Raum. Die schweren Vorhänge waren zugezogen, das Tageslicht zu einem dünnen, grauen Streifen reduziert, der sich kaum gegen die Dunkelheit behauptete. Der Teppich schluckte jedes Geräusch, und die Luft fühlte sich schwer an, als würde sie die Stille des Moments bewahren wollen. Auf der Kommode stand ein Foto: er und Anna, lachend an ihrem Hochzeitstag vor fünfzehn Jahren. Ihr Lachen schien aus einer anderen Welt zu kommen, doch jetzt wirkte das Bild wie ein Relikt aus einer längst vergessenen Zeit. Ein Stich durchfuhr sein Herz, und er wandte sich ab. *Sie wird es überleben*, dachte er. *Sie ist stark. Stärker als ich. Vielleicht sogar erleichtert, nicht mehr mit einem Mann leben zu müssen, dessen Lachen seit Monaten verstummt war.*

Er begann, die Tabletten zu nehmen – eine nach der anderen, jede mit einem kleinen, präzisen Schluck Wasser. Die Stille wurde nur vom Ticken des Weckers und dem leisen Klirren des Glases unterbrochen, wenn er es zurück auf den Tisch stellte. Es war ein langsamer, methodischer Prozess; er hatte sich Zeit gelassen, wollte si-

cherstellen, dass jede Tablette ihre Wirkung entfalten konnte. Mit jeder Pille fühlte sich sein Körper schwerer an, als würde die Entscheidung selbst ihn nach unten ziehen.

Als die letzte Tablette geschluckt war, legte er sich zurück aufs Bett. Er rückte das Kissen zurecht, bis es perfekt unter seinem Kopf saß, und faltete die Hände über der Brust, wie ein König, der sich auf seine letzte Reise vorbereitet. Er schloss die Augen, atmete tief und gleichmäßig. *Es ist fast vorbei*, dachte er. *Nur noch ein paar Minuten.*

Allmählich löste sich die Welt auf. Das Ticken des Weckers wurde zu einem fernen Echo, das Zimmer verschwamm in einem grauen Nebel, und die Dunkelheit legte sich wie eine Decke über ihn. Sein letzter Gedanke galt nicht Anna, wie er erwartet hatte, sondern Lukas – dem Jungen mit dem schiefen Lächeln und den zu großen Ohren, der zu sensibel für diese Welt gewesen war. Vielleicht, so dachte Markus in seinem letzten bewussten Moment, würde er ihm jetzt begegnen können und um Vergebung bitten.

Er spürte nicht mehr, wie sein Atem flacher wurde, wie sein Herzschlag sich verlangsamte, ein gleichmäßiger, träger Rhythmus, der mit jedem Schlag schwächer wurde. Seine Gedanken zerfielen zu Fragmenten, treibend wie Eisschollen auf einem dunklen Ozean. Die Kälte kroch von seinen Fingerspitzen, seinen Zehen zum Zentrum seines Körpers. Ein seltsames Gefühl der Schwerelosigkeit überkam ihn, als würde er an der Schwelle zu einem tiefen Abgrund balancieren.

In dieser Zwischenwelt, weder ganz bewusst noch vollständig in der Dunkelheit, erlebte er eine plötzliche, überraschende Klarheit. Er sah sein Leben wie einen Film vor sich ablaufen – nicht chronologisch, sondern in Bildern intensiver Emotionen. Anna an ihrem ersten Date, ihr Lachen über seinen unbeholfenen Witz. Die Geburt seiner Nichte, dieses winzige Leben in seinen Händen. Und immer wieder Lukas, dessen Gesicht sich mit anderen vermischte, verschwamm, zu einer neuen Person wurde – einem jungen Mann mit dunklen Haaren und tiefblauen Augen, der ihn aus einem fremden Traum anzustarren schien.

Die Medikamente nahmen ihm jetzt jede Kontrolle, führten ihn tiefer in die Dunkelheit. Sein Atem kam nur noch in flachen, kaum wahrnehmbaren Zügen. Das Bewusstsein löste sich auf, wie Tinte in Wasser, bis nur noch ein einziger, klarer Gedanke übrig blieb: *Es ist vollbracht*. Und dann nichts mehr – nur die vollkommene Stille einer Welt, die keinen Markus Meier mehr kannte.

3

Die Luft in Dmitri Ivanovs Penthouse war dick und schwer, durchdrungen von Schweiß, Parfüm, Alkohol und chemischen Substanzen, deren Spuren auf den Glasoberflächen schimmerten. Die bodentiefen Fenster waren mit schweren Samtvorhängen verhängt, die den nächtlichen Blick auf Moskau ausschlossen und einen Kokon der Ausschweifung schufen.

Überall lagen die Spuren einer exzessiven Nacht: Champagnerflaschen rollten über den Marmorboden; halb aufgerauchte Zigaretten quollen aus Kristallaschenbechern; Plastiktütchen mit weißem Pulver waren zwischen Kreditkarten und zusammengerollten Geldscheinen auf den Glastischen verstreut.

Die Bässe der Musik dröhnten unerbittlich aus einem unsichtbaren High-End-Soundsystem, das in die Wände integriert war, obwohl die Party längst in eine träge, chaotische Phase übergegangen war. Ein DJ, den Dmitri aus einem der angesagtesten Clubs Moskaus für die private Feier engagiert hatte, stand noch immer hinter seinem Pult, doch seine Bewegungen waren mechanisch geworden, sein Gesicht stumpf von Alkohol und Stimulanzien. Einige der Gäste – Kinder der russischen Elite, Sprösslinge von Oligarchen und Politikern, vermischt mit aufstrebenden Models und Künstlern, die sich Dmitri als Accessoires dienen ließen – tanzten noch schwerfällig im Wohnbereich, wo die Möbel zur Seite geschoben worden waren. Andere lagen halb bewusstlos auf den weißen Ledersofas, deren makellose Oberflächen nun mit verschütteten Getränken und Aschefle-

cken übersät waren, oder direkt auf dem Boden, vergessen in Ecken des weitläufigen Raumes. Vor den verhängten Fenstern war es längst Nachmittag geworden.

Mitten im Chaos lag Dmitri auf einem fleckigen weißen Ledersofa. Sein schwarzes Haar, das normalerweise perfekt gestylt war, klebte schweißnass an seiner Stirn, seine Haut war blass, fast durchscheinend, mit einem ungesunden gräulichen Unterton, der im schummrigen Licht der gedimmten Designer-Wandleuchten noch verstärkt wurde. Die teure Designerjacke von Brioni, die er noch zu Beginn des Abends getragen hatte – ein Geschenk seines Vaters, das er mit gleichgültiger Nonchalance trug – lag zerknittert unter ihm, ein weiteres Opfer seiner selbsterstörerischen Gleichgültigkeit gegenüber materiellen Dingen, die für ihn ohne jede Anstrengung ersetzbar waren.

Plötzlich riss er die Augen auf, seine tiefblaue Iris wirkte im Kontrast zu seinen geweiteten, schwarzen Pupillen wie schmale Ringe um einen Abgrund. Sein Körper bäumte sich auf, die Muskeln angespannt wie Drahtseile, die Adern an seinem Hals traten hervor, und ein keuchender Atemzug entfuhr ihm, als hätte ihn etwas brutal ins Leben zurückgerissen. Sein Herz hämmerte wild gegen seinen Brustkorb, jeder Schlag ein Echo des Adrenalins, das durch seine Adern schoss und seinen Körper in einen Zustand panischer Alarmbereitschaft versetzte.

»Scheiße, Dima, du bist wieder da!«, rief Sasha, dessen schlanke Finger noch immer um eine leere Spritze zitterten, die Knöchel weiß vor Anspannung. Seine dunklen, leicht gewellten Haare fielen ihm in die Stirn, auf der Schweißperlen wie kleine Diamanten im gedämpften Licht glänzten. Anders als die anderen Partygäste trug er schlichte, aber geschmackvolle Kleidung – einen dunkelgrauen Pullover über einem weißen Hemd, dunkle Jeans – die seine athletische Figur betonte, ohne die angeberische Markenversessenheit der russischen Oberschicht zu teilen. »Wir dachten, du bist weg, Mann. Weg für immer.«

Die Sorge in Sashas Stimme war echt, sein Gesicht gezeichnet

von schockierter Erleichterung. Als einziger in dem Chaos der Party hatte er sofort gehandelt, als Dmitri zusammengebrochen war – mit der Entschlossenheit und Klarheit, die ihn zu einem Anker in Dmitris chaotischem Leben machten. Während die anderen Partygäste entweder zu betrunken waren, um zu helfen, oder aus Angst vor Konsequenzen die Flucht ergriffen hatten, war Sasha geblieben und hatte das getan, was nötig war, um Dmitris Leben zu retten.

Dmitri blinzelte mehrmals, die Welt um ihn herum ein wirres Kaleidoskop aus fließenden Lichtern, verzerrten Gesichtern und dröhnenden Geräuschen. »Was... was ist passiert?«, krächzte er, seine Kehle trocken und rau, als hätte er Tage in der Wüste verbracht. Der Geschmack von Metall lag auf seiner Zunge, und jeder Atemzug fühlte sich an wie ein Kampf.

»Du hast zu viel genommen«, sagte Sasha, seine Stimme bebte unter der Kontrolle, die er sich aufzuzwingen versuchte, um ruhig zu erscheinen. »Viel zu viel. Du hast das weiße Pulver wie Zucker eingenommen, und dann noch diese Pillen...« Seine Stimme brach kurz, bevor er fortfuhr. »Du bist einfach umgekippt, mitten im Satz, und dann hast du aufgehört zu atmen.« Er stockte erneut, seine Stimme brach, als er die Szene noch einmal durchlebte, die Panik frisch in seinem Gedächtnis. »Ich habe den Notfallkoffer geholt. Adrenalin, 0,3 Milligramm, intramuskulär in den Oberschenkel – wie in dem Buch, das ich nach dem letzten Mal gelesen habe.« Sashas Stimme hatte die Präzision eines Menschen, der sich auf eine Katastrophe vorbereitet hatte. »Hat funktioniert, Gott sei Dank.«

In seiner Stimme schwang ein unausgesprochener Vorwurf mit – nicht das erste Mal, dass Sasha ihn aus einer selbstverschuldeten Krise retten musste, nicht das erste Mal, dass Dmitris Rücksichtslosigkeit ihn an den Rand des Abgrunds gebracht hatte. Und doch blieb Sasha, getrieben von einer Liebe, die so tief war, dass sie selbst Dmitris selbstzerstörerisches Verhalten ertrug.

Dmitri schloss die Augen, eine salzige Träne löste sich und lief über seine Wange; hinterließ eine feuchte Spur im Schweiß und Schmutz. Eine Erinnerung blitzte auf, intensiv und überwältigend

real: ein stechender Schmerz in seiner Brust, als würde sein Herz von innen aufgerissen, das Gefühl, als würde seine Seele aus seinem Körper gerissen und in ein schwarzes Nichts gezogen, und dann – totale Schwärze, ein Moment vollkommener Auslöschung. Doch da war mehr. Ein Traum – oder etwas Tieferes, Realeres. Er war nicht nur ein Beobachter in einer Vision gewesen, sondern ein älterer Mann in einem fremden, sterilen Schlafzimmer mit hellgrauen Wänden und schweren, geschlossenen Vorhängen. Er spürte die Kälte der Tabletten in seiner Hand, die glatte Oberfläche der kleinen, weißen Pillen gegen seine Handfläche, schluckte sie mit kalter Entschlossenheit hinunter, fühlte die Schwere in seinen Gliedern und das langsame Verblässen der Welt. Er war dieser Mann, der sich das Leben nehmen wollte, getrieben von einer Verzweiflung so tief und absolut, dass sie Dmitris eigene existenzielle Leere in den Schatten stellte.

Dmitri riss die Augen auf, sein Atem stockte in seiner Kehle. »Ich... ich war er«, murmelte er. »Die Tabletten... ich habe sie geschluckt.« Ein Stocken. »Ich wollte sterben.«

Sasha runzelte die Stirn, seine Lippen verzogen sich besorgt. Er kniete sich neben das Sofa, seinen Arm schützend über Dmitris Brust gelegt. »Was redest du da, Dima? Das war nur ein Traum, ein Hirngespinnst. Zu viel Chemie im Kopf. Eine Halluzination von dem Zeug, das du genommen hast.« Seine Worte klangen rational, beruhigend, aber in seiner Stimme lag ein Unterton der Unsicherheit, als spürte er, dass in Dmitris Erlebnis etwas Unerklärbares lag.

»Nein«, widersprach Dmitri, seine Stimme zitterte mit einer Überzeugung, die im starken Kontrast zu seiner körperlichen Schwäche stand. Die sorgfältig kultivierte Maske des selbstsicheren, arroganten Partygängers, des unnahbaren Sohnes eines mächtigen Mannes, war komplett verschwunden, zurückgeblieben war nur rohe, ungefilterte Verletzlichkeit. »Es war echt. Ich war dieser Mann. Ich habe seinen Selbstmord durchlebt, als wäre es mein eigener.« Die Stille des Zimmers, das kühle Glas Wasser neben den Tabletten, die tiefe Verzweiflung des Fremden – alles fühlte sich so real an, so

unausweichlich authentisch. Er sah noch immer das Gesicht im Spiegel vor sich: ein älterer Mann mit grauen Schläfen und müden, schmerzerfüllten Augen. Es war nicht er, Dmitri Ivanov, aber in diesem Moment verschmolz sein Bewusstsein mit dem dieses Fremden, dieser befremdenden Verbindung, die alle Grenzen von Zeit und Raum zu überwinden schien.

Sasha legte seine Hand auf Dmitris Schulter, eine feste, verankernde Berührung, die ihn zurück in die Gegenwart holte. Seine Bewegung war ruhig, kontrolliert – ein starker Kontrast zu dem Chaos um sie herum, zu den halb bewusstlosen Körpern und dem beständigen Dröhnen der Musik, die niemand abgestellt hatte. »Dima, du musst dich ausruhen. Du bist gerade fast gestorben. Dein Herz hat aufgehört zu schlagen, verstehst du das? Für fast zwei Minuten hattest du keinen Puls.« Eine Pause, in der Schrecken und Erleichterung sich in seinem Gesicht mischten. »Lass uns hier rausgehen, weg von diesem Wahnsinn. Du brauchst Ruhe, und ich... ich muss nachdenken.«

Dmitri nickte schwerfällig, sein Körper fühlte sich an wie Blei, jede Bewegung war eine herkulische Anstrengung. Sasha half ihm auf, stützte ihn mit seinem Arm um Dmitris Taille. Sie stolperten durch den weitläufigen Raum, vorbei an den weißen Ledersofas und den niedrigen Glastischen, vorbei an tanzenden Schatten und betrunkenen Gästen, die sie kaum beachtetten oder bewusst nicht sehen wollten, was geschehen war. Die Party tobte weiter, eine Symphonie der Dekadenz, in der Dmitris Nahtoderfahrung nur eine weitere Anekdote im endlosen Strom von Exzessen war.

Sie fanden ein ruhiges Gästezimmer am Ende des langen Flurs, eines von drei Schlafzimmern in der weitläufigen Wohnung, die Dmitri kaum nutzte. Der Raum war unberührt vom Chaos, mit einem breiten Bett mit frischen, unberührten Laken, minimalistischen Möbeln in Weiß und Chrom und einem weiteren Panoramafenster, dessen Vorhänge nicht zugezogen waren und den Blick auf die Lichter Moskaus freigaben, die wie ein Meer aus elektronischen Sternen unter ihnen glitzerten. Sasha schloss die Tür, und die Musik

wurde zu einem dumpfen Pochen, eine entfernte Erinnerung an die Welt, die sie zurückgelassen hatten.

Dmitri ließ sich aufs Bett fallen, seine Hände zitterten unkontrolliert, und er vergrub das Gesicht in den Händen, als könnte er sich vor der Realität dessen verstecken, was er erlebt hatte. »Ich kann nicht glauben, was passiert ist«, flüsterte er, seine Stimme brüchig. »Ich war tot, Sasha. Ich war weg.«

Sasha setzte sich neben ihn, legte einen Arm um seine Schultern, zog ihn in eine enge Umarmung. Seine Berührung war fest, ein physischer Anker in Dmitris aufgewühlter Welt. »Aber du bist zurück, Dima. Du bist hier, bei mir.« Seine Stimme war sanft, fast zärtlich, und für einen Moment vergaß Dmitri die Gefahr, die über ihnen schwebte – die ständige Drohung seines Vaters, die ihre Liebe zu einem gefährlichen Geheimnis machte, das sie vor der Welt verbergen mussten.

Dmitri hob den Kopf, sah Sasha in die Augen, suchte in seinem Blick nach Halt und Verständnis. »Ich habe Angst, Sasha. Angst vor dem, was ich gesehen habe. Diese Verbindung zu diesem fremden Mann, diese... Überschneidung unserer Leben. Und Angst vor dem, was mein Vater tun könnte, wenn er von uns erfährt.«

Sasha drückte ihn fester, ein stilles Versprechen von Schutz und Beständigkeit. »Er wird es nicht erfahren. Wir sind vorsichtig. Wir müssen es sein.« Seine Stimme klang ruhig, aber in seiner Stimme lag ein Schatten – die Erkenntnis, dass ihre Vorsicht vielleicht nicht genug sein würde, dass die Macht von Dmitris Vater zu weit reichte, um sich ihr auf Dauer zu entziehen.

»Dein Vater, Dima.« Sashas Stimme war nüchtern geworden. »Wenn er es herausfindet.«

Dmitri nickte. Er hörte die Worte seines Vaters noch immer: *Wenn du nicht zur Besinnung kommst, bist du tot für mich – oder schlimmer.* Keine leere Drohung. Er hatte die kalte Entschlossenheit im Blick des Mannes gesehen, den berechnenden Ausdruck, mit dem er ihn wie ein Problem betrachtete. Sasha wäre nur ein weiteres Hindernis.

»Ich kann so nicht weitermachen.« Dmitris Stimme war ein hei-

seres Flüstern im dämmrigen Licht des Zimmers. »Ich kann nicht mehr lügen, nicht mehr verstecken, wer ich bin. Das Wirtschaftsstudium, das ich hasse, die Partys, die ich veranstalte, um meinen Vater zu ärgern und gleichzeitig zu beweisen, dass ich in seine Welt passe – all das zerstört mich.« Eine lange Pause, in der nur ihr Atem zu hören war. »Aber ich kann auch nicht zulassen, dass dir etwas passiert. Wenn mein Vater wüsste, dass wir zusammen sind...« Er ließ den Satz unvollendet, die Bedrohung war zu real, um sie in Worte zu fassen.

Sasha schwieg, seine Finger strichen über Dmitris Rücken, zeichneten beruhigende Kreise, die mehr sagten als Worte. »Du bist gerade fast gestorben, Dima«, flüsterte er, seine Stimme belegt von unterdrückten Tränen. »Ich dachte, ich hätte dich verloren. In diesem Moment war nichts anderes wichtig.« Er drückte Dmitri fester an sich, als könnte sein Körper ihn vor der Welt beschützen.

»Ich hatte solche Angst«, gestand Dmitri, sein Gesicht an Sashas Schulter vergraben. »Nicht vor dem Tod, sondern davor, dich nie wieder zu sehen. Davor, dass das alles war, was wir haben durften.« Die Worte waren ein Hauch gegen Sashas Haut, so leise, als fürchtete er, dass selbst die Wände Ohren haben könnten.

»Dann müssen wir stark sein«, sagte Sasha entschlossen. »Stark genug, um durchzuhalten. Jetzt, in diesem Moment.« Eine Pause, in der seine Augen Dmitris fanden und hielten. »Ich werde dich nicht aufgeben, Dima. Egal, was kommt.«

Dmitri lehnte sich an ihn, schloss die Augen und versuchte, die Bilder des Traums zu verdrängen, die Vision des anderen Mannes, dessen Verzweiflung sich so real angefühlt hatte. Doch die Frage blieb, nagte an seinem Bewusstsein: War das, was er gesehen hatte, real? Und wenn ja, war es ein Omen für seine eigene Zukunft, eine düstere Prophezeiung dessen, was kommen würde?

Die Morgendämmerung schob sich langsam zwischen den schweren Vorhängen hindurch, zeichnete blasser Lichtstreifen auf den Teppich des Gästezimmers. In der Wohnung hatte sich eine bedrückende Stille ausgebreitet, nur unterbrochen vom gelegentlichen Klirren von Glas, wenn jemand im Wohnzimmer aufräumte – vermutlich der Hausmeister, der diskret die Spuren der Exzesse beseitigte, wie nach jeder von Dmitris Partys.

Dmitri und Sasha saßen nebeneinander auf der Bettkante, die unausgesprochenen Worte zwischen ihnen so greifbar wie der Staub in den Sonnenstrahlen. Dmitris Finger zuckten leicht, eine unwillkürliche Bewegung, die von seiner inneren Unruhe zeugte. Das Adrenalin war längst aus seinem Blutkreislauf verschwunden; geblieben war nur die dumpfe Erschöpfung und die Erinnerung an etwas, das er nicht einordnen konnte.

»Es war ein Name«, durchbrach Dmitri schließlich die Stille, seine Stimme kaum mehr als ein Flüstern. Seine sonst so perfekte Frisur war zerzaust, dunkle Strähnen fielen ihm wirr ins Gesicht. »Ein Junge. Lukas. Er hatte ihn ausgelacht, und der Junge hat sich vor einen Zug geworfen.«

Sasha drehte sich zu ihm, nahm behutsam Dmitris Hand in seine.

»Einen Jungen namens *Lukas*?«

Dmitri nickte. »Deshalb wollte er sterben. Er glaubte, ihn in den Tod getrieben zu haben.« Er hob den Blick, seine Wimpern feucht im Dämmerlicht. »Ich konnte alles spüren, was er spürte. Die Kälte des Wassers im Glas, das Gewicht der Tabletten auf seiner Zunge. Seine Gewissheit.«

Sasha rückte näher, strich mit den Fingerspitzen über Dmitris Handgelenk, dort, wo der Puls unter der blassen Haut sichtbar war.

»Das klingt beängstigend«, gab Sasha zu. »Aber vielleicht hat es mit deiner Nahtoderfahrung zu tun?«

Dmitri starrte aus dem Fenster, wo die ersten Sonnenstrahlen Moskaus Silhouette vergoldeten. In seinem Gesicht lag eine Verletz-

lichkeit, die er sonst nur zeigte, wenn sie vollkommen allein waren.

»Was, wenn es das ist, was mich erwartet?«, fragte er, seine Stimme brach. »Ein Leben, in dem ich mich verstecken muss, bis ich nicht mehr kann? Bis ich aufgeben?«

Sasha griff nach seiner Hand, umschloss sie fest mit seinen Fingern. Die Berührung war Anker und Versprechen zugleich.

»Du wirst nicht aufgeben«, sagte er mit einer Entschlossenheit, die keinen Widerspruch duldete. »Wir werden nicht aufgeben. Was wir haben... das ist echt. Es ist mehr wert als die Angst.«

Ihre Blicke trafen sich. Sashas Nähe hatte eine Intensität, die Dmitri den Atem raubte. Sie lehnten sich wie magnetisch angezogen zueinander, ihre Gesichter nur Zentimeter voneinander entfernt. Dmitri konnte Sashas Atem auf seiner Haut spüren, warm und vertraut.

Dann wich er zurück, als hätte ihn etwas verbrannt. Vor seinem inneren Auge flackerte ein Bild aus dem Traum auf – das Foto des Mannes mit seiner Frau, die stille Verzweiflung in seinem Gesicht.

»Was ist los?«, fragte Sasha, seine Stimme ruhig in dem stillen Raum, obwohl seine Züge die Enttäuschung nicht ganz verbergen konnten.

Dmitri lehnte sich gegen die Wand, ließ den Kopf gegen die kühle Tapete sinken. »Ich kann nicht aufhören, an ihn zu denken«, gestand er. »Da war mehr, Sasha. Details, die so real waren. Der Name des Jungen... Lukas. Er hat sich vor einen Zug geworfen.«

»Lukas?«, wiederholte Sasha nachdenklich.

»Ja, der Junge, der sich das Leben genommen hat.« Dmitri richtete sich plötzlich auf, sein Körper angespannt. »Was, wenn es echt ist? Was, wenn dieser Mann irgendwo existiert?«

Sasha schüttelte langsam den Kopf. Seine Bewegungen hatten etwas Fließendes, als wäre jede Geste Teil einer größeren Komposition. »Das klingt verrückt, Dima.«

»Verrückter als das, was heute Nacht passiert ist?« Dmitri sprang auf, begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. Der teure Teppich dämpfte seine hastigen Schritte. »Ich kannte ihn, Sasha. Ich

war in ihm.«

Er blieb abrupt stehen, drehte sich zu Sasha um. In seinen Augen lag ein Funken, den Sasha seit Wochen nicht mehr gesehen hatte.

»Ich muss das verstehen. Es muss Aufzeichnungen geben – irgendjemand muss das schon erlebt haben.« Er stockte, sein Atem beschleunigte sich. »Dieser Junge. Lukas. Ich finde ihn. Wenn es ihn wirklich gibt...«

»Und wenn du etwas findest? Was dann?«, fragte Sasha ruhig. Die Frage hing zwischen ihnen in der Luft, schlicht und dennoch voller Gewicht.

Dmitri setzte sich wieder, diesmal näher bei Sasha. Die Matratze gab unter seinem Gewicht nach, brachte sie dichter zusammen. »Dann weiß ich, dass ich nicht den Verstand verliere. Dass das, was ich erlebt habe, real war.«

Sasha nahm Dmitris Gesicht in seine Hände, strich sanft mit dem Daumen über die blasse Wange, auf der sich ein Schatten von Bartstoppeln abzeichnete. »Du verlierst nicht den Verstand, Dima. Aber du hast etwas Traumatisches durchgemacht. Dein Herz hat aufgehört zu schlagen – natürlich verarbeitet dein Gehirn das auf seltsame Weise.«

Diesmal gab es kein Zurückweichen. Sasha lehnte sich vor und presste seine Lippen auf Dmitris. Der Kuss begann zögernd, wurde dann tiefer, verzweifelter. Dmitri spürte Sashas Hände in seinem Haar, an seinem Nacken, und er zog ihn näher, als könnte er in ihm Zuflucht finden. In diesem Moment existierte nichts außer ihnen beiden – keine Drohungen, keine Angst, keine Geheimnisse.

Als sie sich lösten, atmeten beide schwer. Dmitri lehnte seine Stirn gegen Sashas, hielt die Augen geschlossen, als könnte er den Moment so festhalten.

»Ich liebe dich«, flüsterte er. Die Worte brachen aus ihm heraus wie Wasser durch einen berstenden Damm. Es war das erste Mal, dass er es laut aussprach, und es fühlte sich gleichzeitig an wie ein Triumph und eine Kapitulation.

Sasha antwortete nicht mit Worten. Er zog Dmitri zu sich und

legte seine Stirn gegen Dmitris, und für einen Moment war das die einzige Antwort, die Dmitri brauchte. Dann, leise: »Was auch immer dieser Traum bedeutet, wir finden es zusammen heraus. Ich lasse dich nicht allein damit.«

Die Wärme dieses Moments verflog schnell, als die Realität ihre kalten Finger nach ihnen ausstreckte. Dmitri löste sich von Sasha, sein Gesicht verdüsterte sich.

»Wenn er es erfährt...« Die Worte blieben ihm im Hals stecken. Er brauchte die Drohung seines Vaters nicht zu wiederholen – sie stand zwischen ihnen, so greifbar wie die Morgenkälte.

Sasha blieb ruhig. »Dann darf er es nicht erfahren. Wir halten es geheim, bis wir fort können.«

»Fort?« Dmitri lachte bitter. »Er hat Verbindungen bis nach Europa, Amerika – überall.«

»Dann kämpfen wir«, sagte Sasha bestimmt. »Wir finden Unterstützung. Wir müssen nur den ersten Schritt machen.«

Dmitri schwieg, gefangen zwischen Hoffnung und Furcht. Er sah aus dem Fenster, wo der Himmel sich aufhellte und Moskau zu einem neuen Tag erwachte – einer Stadt, die ihm gleichzeitig Heimat und Gefängnis war.

»Morgen«, sagte er schließlich mit einer Entschlossenheit, die aus tiefer Verzweiflung geboren war. »Morgen beginne ich mit der Recherche. Über diesen Traum, über Lukas, über alles.«

Sasha nickte und drückte Dmitris Hand. »Ich helfe dir. Mein Cousin Pavel arbeitet bei einem Internetprovider – er hat Zugang zu besseren Suchtools als normale Browser. Er schuldet mir was.«

»Und wenn ich finde, was ich suche?«, fragte Dmitri leise, als fürchte er sich vor der Antwort. »Wenn es diesen Mann wirklich gibt?«

Sasha hielt seinen Blick fest, seine Stimme voller Entschlossenheit. »Dann finden wir auch ihn. Wenn ihr beide tatsächlich verbunden seid, dann vielleicht aus einem Grund.«

Dmitri lehnte sich an Sashas Schulter, schloss die Augen. »Ich will dich nicht verlieren«, flüsterte er. »Nicht durch ihn, nicht durch das,

was mit mir passiert.«

»Das wirst du nicht«, versprach Sasha und küsste sanft Dmitris Stirn. »Wir schaffen das zusammen.«

Sie saßen schweigend, Hand in Hand, während das Morgenlicht den Raum erhellte. Dmitri wusste nicht, ob er Sashas Zuversicht teilen konnte, aber für den Moment war es genug, dass sie hier waren – zusammen, allen Widrigkeiten zum Trotz. Und morgen würde er beginnen, nach Antworten zu suchen.

5

Das Krankenhauszimmer lag in der Stille des frühen Morgens, nur unterbrochen vom leisen, gleichmäßigen Piepen eines Monitors. Es war 5 Uhr früh, und ein schwaches, fahles Licht drang durch die schmalen Schlitzlöcher der Jalousien. Markus erwachte langsam, sein Kopf fühlte sich schwer und benebelt an. Als er versuchte, sich zu bewegen, spürte er Widerstand: Seine Arme und Beine waren mit weichen Gurten am Bett fixiert. Ein Schauer der Verwirrung durchlief ihn. *Wo bin ich?*

Sein Blick schweifte durch den Raum. Weiße Wände, sterile Luft, ein schwacher Hauch von Desinfektionsmittel – dies war eindeutig nicht sein Zuhause. Er blinzelte, versuchte, die verschwommenen Bruchstücke seiner Erinnerung zusammensetzen. Da war ein Zimmer gewesen, chaotisch und stickig, erfüllt von lauter Musik. Ein junger Mann hatte auf einem Sofa gelegen, blass, mit dunklen Haaren. Und er selbst... er war dieser junge Mann gewesen, jünger, lebendiger. Er hatte Russisch gesprochen, Worte, die mühelos aus seinem Mund geflossen waren, als gehörten sie ihm. Doch jetzt, in diesem Bett, fühlte sich das alles fern und unwirklich an. War es nur ein Traum gewesen?

Die Tür öffnete sich, und eine Krankenschwester trat ein. Sie war mittleren Alters, mit einem ordentlichen Dutt und einem ruhigen, professionellen Auftreten. Als sie bemerkte, dass er wach war,

schenkte sie ihm ein warmes Lächeln. »Guten Morgen, Herr Meier. Wie fühlen Sie sich?«

Markus räusperte sich, seine Kehle war trocken und kratzig. »Warum... warum bin ich festgebunden?« Seine Stimme klang fremd, schwach und brüchig.

Die Schwester trat näher, überprüfte den Monitor neben seinem Bett und notierte etwas auf einem Klemmbrett. »Sie sind im Krankenhaus«, erklärte sie mit ruhiger Stimme. »Die Fixierung ist eine Vorsichtsmaßnahme. Sie haben gestern einen Suizidversuch unternommen, und wir möchten sicherstellen, dass Sie in Sicherheit sind, bis wir Ihre Stabilität beurteilen können.« Ihre Worte waren sachlich, doch in ihrem Ton schwang eine leise Wärme mit.

Markus schloss die Augen, als die Bedeutung ihrer Aussage in ihm nachhallte. Ein Suizidversuch. Die Realität traf ihn wie ein kalter Windstoß. Er erinnerte sich an die Tabletten, an die Verzweiflung – aber der Traum... der Traum hatte so echt gewirkt. »Ich hatte einen Traum«, murmelte er, fast mehr zu sich selbst. »Ich war ein junger Mann, in einem anderen Zimmer. Ich habe Russisch gesprochen. Es war so real... war das nur ein Traum?«

Die Schwester hielt kurz inne und musterte ihn mitfühlend. »Nach dem, was Sie durchgemacht haben, können Träume sehr intensiv sein«, sagte sie schließlich. »Ihr Körper und Ihr Geist haben viel erlebt. Das kann die Wahrnehmung durcheinanderbringen.« Sie goss Wasser in ein Glas und hielt es ihm an die Lippen. »Trinken Sie etwas. Sie sollten sich ausruhen.«

Markus nahm einen Schluck, das kühle Wasser linderte das Kratzen in seiner Kehle. »Wo ist Anna?«, fragte er, seine Stimme etwas fester.

»Ihre Frau war hier, aber sie ist vor einer Stunde nach Hause gefahren, um sich auszuruhen. Sie kommt später wieder«, antwortete die Schwester. Sie stellte das Glas ab, überprüfte ein letztes Mal den Monitor und wandte sich zur Tür. »Ich bin gleich wieder da. Versuchen Sie, ruhig zu bleiben.«

Mit einem Klicken schloss sich die Tür hinter ihr, und Markus war

wieder allein. Die Gurte hielten ihn fest, ein stummer Vorwurf seiner Hilflosigkeit. Sein Blick wanderte zur Decke, doch seine Gedanken kreisten weiter um den Traum. Die russischen Worte hallten in seinem Kopf wider, fremd und doch vertraut. War es wirklich nur ein Traum gewesen? Oder hatte sein Verstand etwas Tieferes erschaffen – eine Flucht, eine andere Realität?

Aber da war mehr als nur Erinnerung. Sein Körper fühlte sich falsch an – zu schwer, zu alt, als hätte man ihn in einen Anzug gesteckt, der nicht seiner war. Seine Hände an den Gurten: breite, verbrauchte Finger eines zweiundvierzigjährigen Lehrers. Und doch erwartete ein Teil von ihm, schlankere, jüngere Hände zu sehen – Hände, die eine Wodkaflasche gehalten hatten, den Arm eines Freundes, eine Computertastatur mit kyrillischen Zeichen.

Er schloss die Augen. Der Geruch kam zuerst: billiger Tabak, süßlicher Alkohol, der synthetische Duft eines Parfüms, das er nie getragen hatte. Dann ein Geschmack auf der Zunge – scharf, metallisch, wie nach einer durchgefeierten Nacht. Sein Magen rebellierte kurz, obwohl er seit Stunden nichts gegessen hatte. Es waren Phantom-Empfindungen, Echos eines Lebens, das nicht seines war.

Postaraj'sja usnut', schoss es ihm durch den Kopf, und er erschrak, weil er den Satz verstand, ohne ihn je gelernt zu haben: *Versuch zu schlafen*. Die Worte kamen nicht von außen. Sie stiegen aus einer Schicht seines Bewusstseins auf, die es gestern noch nicht gegeben hatte – als hätte jemand eine zweite Sprache direkt in sein Gedächtnis geschrieben.

Er versuchte, die Worte zu wiederholen, formte sie lautlos mit den Lippen. Die Silben fügten sich mühelos, natürlich, als hätte er sie sein Leben lang gesprochen. Sein Mund kannte die Bewegungen, seine Zunge die Position der Laute. Es war unmöglich.

Am schlimmsten war die Sehnsucht. Ein Ziehen in der Brust, das nicht ihm gehörte – das Vermissen eines Menschen, den er nie getroffen hatte. Ein dunkelhaariger junger Mann mit einem warmen Lächeln. Der Name war da, klar wie sein eigener: *Sasha*. Markus spürte Tränen in seinen Augen und wusste nicht, ob es seine waren

oder die eines Fremden.

Er zwang sich, die Augen zu öffnen. Die weiße Decke des Krankenzimmers. Der Monitor, der seinen Puls zählte – seinen Puls, nicht den eines russischen Studenten. Seine Hände, seine Arme, sein Körper. Aber die Grenze zwischen *sein* und *fremd* war dünner geworden, durchlässig wie nasses Papier.

Die Schwester betrat das Zimmer erneut, diesmal mit einem Tablett in der Hand. Nachdem sie den Monitor noch einmal kontrolliert und ihm das Glas Wasser gereicht hatte, sah sie ihn an. »Ihre Frau hat Sie gefunden, Herr Meier«, sagte sie ruhig. »Sie hat den Notruf gewählt, und die Rettungssanitäter waren schnell da. Sie haben großes Glück gehabt.« Mit diesen Worten verließ sie den Raum, die Tür schloss sich hinter ihr.

Markus blieb allein zurück, während seine Gedanken zu rasen begannen. *Anna hat mich gefunden? Aber wie?* Er hatte alles genau geplant. Die Tabletten, die Dosis – er hatte die Zeit akribisch berechnet. Anna sollte erst um 16:00 Uhr zurück sein, nach ihrem Friseurtermin. Das war der Kern seines Plans: Sie würde zu spät kommen, und er wäre nicht mehr zu retten. *Was ist schiefgelaufen?*

Er rief sich die Details ins Gedächtnis. Der Wetterbericht hatte stabiles Wetter vorhergesagt, der Verkehr war kein Faktor, und der Friseurtermin war fest eingeplant gewesen. Er hatte sogar überlegt, ob der Friseur schneller fertig sein könnte, und das in seine Kalkulation einbezogen. Doch etwas musste passiert sein, etwas, das er nicht vorhergesehen hatte. *War es ein unvorhergesehenes Ereignis? Hat sie den Termin abgebrochen?* Die Fragen nagten an ihm, aber er fand keine Antwort. Sein Plan, so sorgfältig durchdacht, war offenbar an einem Fehler gescheitert, den er nicht identifizieren konnte.

Die Ironie traf ihn hart. Er hatte geglaubt, jede Variable kontrolliert zu haben, und doch lag er hier, lebendig, gerettet durch Annas unerwartete Rückkehr. Die Unsicherheit ließ ihn nicht los, während er versuchte, den Moment zu rekonstruieren, an dem sein Plan außer Kontrolle geraten war.

Dmitris Finger flogen über die Tastatur, während der bläuliche Schein des Bildschirms sein blasses Gesicht erhellte. Hinter ihm lag Sasha auf dem Bett, blätterte durch ein Buch und warf gelegentlich besorgte Blicke in Dmitris Richtung.

»Du starrst schon seit vier Stunden auf diesen Bildschirm«, bemerkte Sasha schließlich und legte das Buch beiseite. »Was suchst du da eigentlich?«

Dmitri lehnte sich zurück, massierte seine Schläfen. Vier Tage waren vergangen, seit er auf dieser Party fast gestorben war. Vier Nächte, in denen er, sobald er einschlief, in das Leben eines deutschen Mannes mittleren Alters eintauchte – ein Leben voller Trauer, Schuld und tiefer, alles verschlingender Leere.

»Ich versuche herauszufinden, was mit mir passiert«, antwortete er, ohne sich umzudrehen. »Diese Träume, Sasha... sie werden jede Nacht intensiver, detaillierter. Ich erlebe das Leben eines Mannes, der... der genauso am Abgrund steht wie ich es war.«

Sasha stand auf und trat hinter ihn, legte sanft die Hände auf seine Schultern. »Du solltest das alles nicht so ernst nehmen, Dima. Es sind nur Träume.«

Dmitri schüttelte den Kopf. »Nein, das sind keine gewöhnlichen Träume. Sie folgen einer Chronologie. Ich sehe seinen Tag, was er erlebt hat, während ich schlief. Ich fühle seine Emotionen, als wären es meine eigenen.« Er drehte sich zu Sasha um. »In der ersten Nacht habe ich gesehen, wie er versucht hat, sich umzubringen, genau in dem Moment, als ich... als mein Herz stehen blieb. Zwei Minuten ohne Puls, hast du gesagt. Zwei Minuten, in denen ich klinisch tot war.«

Er deutete auf den Bildschirm, auf dem eine Webseite über Nahtoderfahrungen geöffnet war. »Hier steht etwas über ›geteilte Bewusstseinszustände‹ während simultaner Nahtoderfahrungen. Es gibt dokumentierte Fälle, in denen Menschen behaupten, während einer Nahtoderfahrung das Bewusstsein einer anderen Person ge-

teilt zu haben.«

Sasha beugte sich vor, um den Text zu lesen, seine Stirn in skeptische Falten gelegt. »Das klingt ziemlich esoterisch, Dima.«

»Mag sein. Aber wie erklärst du dir dann, dass ich von einem Mann träume, dessen Existenz ich verifizieren kann?« Dmitri klickte auf einen anderen Tab, der ein soziales Netzwerk zeigte. »Markus Meier, 42 Jahre alt, Sportlehrer an einem Gymnasium in München. Verheiratet mit Anna Meier.« Seine Stimme wurde leiser. »Einer seiner Schüler, Lukas, hat sich vor einem Jahr das Leben genommen.«

Der Name hing schwer in der Luft. Sasha setzte sich auf die Armlehne von Dmitris Stuhl, sein Gesicht nun angespannt.

»Der Junge aus deinen Träumen«, flüsterte er. »Der, von dem du sagtest, er hätte sich...«

»Ja«, bestätigte Dmitri und schluckte schwer. »Er hat sich vor eine S-Bahn geworfen, nachdem er in der Umkleide kabine gemobbt wurde.« Er scrollte durch die Seite, auf der ein Nachrichtenartikel über den Vorfall zu sehen war. »In den letzten vier Nächten habe ich gesehen, wie Markus jedes Mal vor dem Schlafen das Foto dieses Jungen anschaut. Ich habe gefühlt, wie diese Schuld ihn innerlich auffrisst, wie er sich täglich fragt, was er hätte anders machen können.«

Sasha legte einen Arm um Dmitris Schultern, eine beschützende Geste. »Und du hast auch gesehen, wie er versucht hat, sich... umzubringen?«

Dmitri nickte. »In der ersten Nacht. Er hat Schlaftabletten genommen, viele. Seine Frau hat ihn gefunden und den Notarzt gerufen – genau wie du mich gefunden hast.« Er fuhr sich mit zitternden Händen durchs Haar. »Verstehst du nicht? In dem Moment, als mein Herz stehen blieb, als ich für zwei Minuten klinisch tot war, hat auch er versucht zu sterben. Und seitdem träume ich sein Leben, jede Nacht.«

»Und du glaubst, dass er auch deines träumt?«, fragte Sasha.

»Ich weiß es nicht sicher. Aber letzte Nacht... letzte Nacht hatte

ich das Gefühl, dass er nach mir sucht, so wie ich nach ihm suche.« Dmitri öffnete einen weiteren Tab, diesmal eine Suchmaschine. »Ich muss mehr über ihn herausfinden, Sasha. Verstehen, was diese Verbindung bedeutet.«

Sasha biss sich auf die Unterlippe, offensichtlich besorgt. »Dima, das klingt alles sehr... extrem. Vielleicht solltest du mit jemandem darüber sprechen, einem Arzt oder...«

»Einem Psychiater?« Dmitri lachte bitter. »Damit sie mich für verrückt erklären? Nein, danke.« Er drehte sich wieder zum Bildschirm. »Außerdem bin ich nicht verrückt. Diese Verbindung ist real. Ich weiß Dinge über diesen Mann, seine Frau, seinen Schüler, die ich unmöglich wissen könnte.«

Er drehte sich wieder zum Computer und begann zu tippen: »Traumverbindung Bedeutung existenzielle Fragen«.

Die Suchergebnisse erschienen – teils esoterisch, teils psychologisch. Dmitri seufzte frustriert.

»Was hast du vor?«, fragte Sasha nach einer Weile.

Dmitri lehnte sich zurück, starrte auf das Profilbild von Markus Meier, das er gefunden hatte – ein ernster Mann mit müden Augen und frühen grauen Strähnen im dunklen Haar. Ein Mann, dessen tiefste Gedanken, Ängste und Hoffnungen er nun jede Nacht teilte.

»Ich werde weiter forschen«, entschied er. »Mehr über Markus herausfinden, über Nahtoderfahrungen. Es muss einen Grund geben, warum wir verbunden sind.«

Sasha schüttelte ungläubig den Kopf. »Und was, wenn du an einen Punkt kommst, wo du nicht mehr weiterkommst? Diese ganze Situation ist so... unglaublich. Du kannst nicht erwarten, dass du allein eine Antwort findest.«

Dmitri zuckte mit den Schultern. »Vielleicht gibt es keine rationale Erklärung. Vielleicht ist es etwas, das jenseits unseres Verständnisses liegt.« Er sah zu Sasha auf, sein Gesicht offen und verletzlich. »Aber ich kann nicht einfach so tun, als wäre nichts. Diese Verbindung fühlt sich wichtig an, Sasha. Als hätte sie einen Zweck.«

Sasha seufzte, zog Dmitri in eine feste Umarmung. »Ich verstehe

dich vielleicht nicht immer, Dima, aber ich bin hier. Egal, was passiert, egal, wie verrückt das alles klingt – ich bin hier.«

Dmitri lehnte seine Stirn gegen Sashas Schulter, ließ sich für einen Moment von seiner Wärme, seiner vertrauten Präsenz trösten. Dann richtete er sich wieder auf, seine Entschlossenheit zurückgekehrt.

»Danke.« Er wandte sich wieder dem Bildschirm zu. »Ich muss verstehen, warum wir verbunden sind. Was diese Träume bedeuten.«

Er klickte auf einen weiteren Artikel über Traumdeutung und Synchronizität, vertiefte sich in die Lektüre. Die Idee, Markus direkt zu kontaktieren, schwebte unausgesprochen in seinem Kopf – doch es war zu früh, zu unsicher. Erst musste er mehr verstehen, mehr erfahren.

»Heute Nacht«, murmelte er, mehr zu sich selbst als zu Sasha, »heute Nacht, wenn ich wieder sein Leben träume, werde ich genauer hinschauen. Vielleicht gibt es noch mehr Hinweise, die ich bisher übersehen habe.«

7

Das gedämpfte Licht der Krankenhauslampe warf einen bläulichen Schein auf Markus' Gesicht, während er in seinem Bett lag und aus dem Fenster starrte. Die Fixierungen hatten sie vor einer Stunde entfernt, nachdem der Psychologe mit einem zufriedenen Nicken sein Zimmer verlassen hatte. Markus hatte alle richtigen Antworten gegeben, hatte Reue gezeigt, hatte versprochen, dass er nicht mehr versuchen würde, sich das Leben zu nehmen.

Lügen, alles Lügen.

Er bewegte seine Handgelenke, spürte die wunden Stellen, wo die Gurte seine Haut aufgeschauert hatten. Freiheit war ein relatives Konzept in diesen sterilen Wänden.

Vier Tage waren seit seinem Selbstmordversuch vergangen. Vier

Nächte, in denen er in einen seltsamen, tiefgreifenden Traum gefallen war, sobald der Schlaf ihn übermannte. Immer derselbe junge Mann – Dmitri, wie er jetzt wusste. Immer so real, so detailliert, dass es sich nicht wie Träumen anfühlte, sondern wie Erleben. Er hatte Dmitris Gespräche mit seinem Freund Sasha mitverfolgt, hatte dessen Angst vor seinem Vater gespürt, hatte den beißenden Geschmack von Wodka auf seiner Zunge gespürt.

Anna war vor zwanzig Minuten gegangen, um Kaffee zu holen und einige Formulare auszufüllen. Seine Entlassung war für übermorgen geplant, vorausgesetzt, er spielte weiterhin den reuigen Patienten. Zum ersten Mal seit Tagen war er allein, unbeobachtet.

Markus zögerte nur kurz, bevor er nach seinem Smartphone griff, das auf dem Nachttisch lag. Anna hatte es ihm zurückgegeben – ein Vertrauensbeweis. Er entsperrte es, starrte auf den Bildschirm, auf dem immer noch das letzte Foto leuchtete, das er vor seinem Selbstmordversuch angesehen hatte: Anna und er, vor drei Jahren im Urlaub in Italien. Sie lächelten in die Kamera, ihre Arme umeinander geschlungen, ihre Augen voller Leben. Eine andere Zeit, ein anderes Leben.

Er schloss das Bild und öffnete den Browser. Was er suchte, wusste er mittlerweile sehr genau. In der letzten Nacht hatte er im Traum gesehen, wie Dmitri selbst recherchierte, nach Lukas suchte, nach ihm. Die Träume begannen sich zu überschneiden, zu vermischen – als würden ihre Leben ineinander übergehen.

Traumverbindung nach Nahtoderfahrung

tippte er. Die Suchergebnisse luden – ähnliche Seiten wie die, die Dmitri in seinen eigenen Suchen gefunden hatte. Esoterisches, Spekulatives, nichts Wissenschaftliches.

Er verfeinerte seine Suche:

Russisch sprechen im Traum ohne Kenntnisse

Diesmal waren die Ergebnisse spezifischer. Ein wissenschaftlicher Artikel über Xenoglossie, das plötzliche Sprechen einer fremden Sprache ohne vorherige Kenntnisse. Ein Forumsbeitrag von jemandem, der behauptete, während einer Nahtoderfahrung plötzlich

Japanisch gesprochen zu haben.

Nahtoderfahrung.

Das Wort hallte in seinem Kopf wider. Er war nahe am Tod gewesen. Die Tabletten hätten ihn getötet, wenn Anna nicht... Und Dmitri? Im Traum hatte er mitbekommen, wie Sashas panische Stimme verkündete, dass Dmitris Herz für ganze zwei Minuten ausgesetzt hatte. Zwei Minuten Tod, bevor er zurückkehrte.

Markus änderte seinen Suchbegriff:

Simultane Nahtoderfahrungen Verbindung

Er klickte auf einen Link zu einer medizinischen Studie. Darin wurden Fälle dokumentiert, in denen Menschen während einer Nahtoderfahrung behaupteten, eine Verbindung zu anderen Personen gespürt zu haben – manchmal zu Verstorbenen, manchmal zu Unbekannten. Die meisten Wissenschaftler erklärten das Phänomen als Halluzination, als letztes Aufbäumen eines sterbenden Gehirns, das verzweifelt nach Bedeutung suchte.

Aber diese Träume waren keine Halluzinationen. Sie waren zu konsistent, zu zusammenhängend. Jede Nacht erlebte er ein Stück von Dmitris Tag – chronologisch, detailliert, realistisch. Der kalte Moskauer Wind, die seltsame Melancholie der russischen Straßen, der metallische Geschmack von Angst im Mund des jungen Mannes, wenn er an seinen Vater dachte.

Dmitri Ivanov. Der Name war so vertraut geworden wie sein eigener.

Markus zögerte, dann tippte er ein neues Suchwort:

Drogenüberdosis Moskau Party

und fügte das Datum hinzu, an dem er seinen Selbstmordversuch unternommen hatte.

Sein Atem stockte, als er auf einen Instagram-Post stieß. Das Bild zeigte einen jungen Mann in einer teuren Luxuswohnung, blass, mit verschwitzten Haaren. Er wurde von einem zweiten jungen Mann gestützt. Beide schienen nicht bemerkt zu haben, dass sie fotografiert wurden. Auch waren beide kaum zu erkennen und von der Kamera abgewandt. Der Text war auf Russisch, aber die automatische

Übersetzungsfunktion half:

Fast hätten wir Dima gestern verloren. Überdosis. Zwei Minuten kein Puls. #NaheTodErlebnis #Überleben #Dankbar

Die Zeitangabe stimmte exakt. Zwei Minuten ohne Puls. Genau zu dem Zeitpunkt, als Markus bewusstlos am Boden seines Schlafzimmers lag, kurz bevor Anna ihn fand.

Markus' Hände zitterten, als er auf das Profil des Posters klickte. Es gehörte jemandem namens @mikhail_party23. Er scrollte durch die Bilder, hauptsächlich Aufnahmen von wilden Partys, teuren Autos, halbnackten Frauen – ein typisches Prahlprofil. Dann sah er es: Ein Foto von einer Gruppe junger Männer, die in einem Club posierten. Darunter der Text:

Feiern mit dem Prinzen @dmitri_ivanov und seiner Crew.

Er klickte auf den verlinkten Namen, doch das Profil war privat. Trotzdem konnte er das Profilbild sehen – und er beugte sich näher an den Bildschirm.

Es war er. Der junge Mann aus seinen Träumen, mit demselben schwarzen Haar, demselben leicht arroganten Lächeln, das eine innere Unsicherheit verbarg. Das Gesicht, das er in seinen Träumen so oft im Spiegel gesehen hatte, als wäre es sein eigenes.

Dmitri Ivanov.

Markus starrte auf das Bild, seine Gedanken rasten. Jede Nacht erlebte er das Leben eines russischen Jungen, eines jungen Mannes, der am selben Tag wie er dem Tod nahe gewesen war. Sie waren verbunden, irgendwie, durch diese simultane Erfahrung des Beinahe-Sterbens.

Mit zitternden Fingern öffnete er eine neue Suche:

Dmitri Ivanov Moskau

Die Ergebnisse luden. Dmitri schien der Sohn eines wohlhabenden Geschäftsmannes zu sein – oder eines Oligarchen, wie einige Artikel andeuteten. Mikhail Ivanov, ein Name, der mit verschiedenen Industriezweigen in Verbindung gebracht wurde, von Öl bis Techno-

logie. Es gab nicht viele Informationen über den Sohn, nur gelegentliche Erwähnungen in Gesellschaftskolumnen.

Markus vertiefte seine Suche, fand einen Artikel über Studenten der Moskauer Wirtschaftsuniversität. Auf einem der Fotos stand Dmitri im Hintergrund, sein Gesichtsausdruck gelangweilt, fast verächtlich. Laut Bildunterschrift war er im zweiten Jahr seines Wirtschaftsstudiums.

Und dann, fast zufällig, stieß er auf ein weiteres Foto. Es zeigte Dmitri mit einem anderen jungen Mann – schlank, mit leicht gewelltem dunklem Haar. Sie standen nahe beieinander, ihre Körper fast berührend, ihre Blicke ineinander verwoben. Die Bildunterschrift nannte den zweiten Mann nicht, aber Markus musste nicht raten.

»Sasha«, flüsterte er.

Der Name kam ihm so natürlich über die Lippen, als hätte er ihn schon hundertmal ausgesprochen. Die enge Vertrautheit mit diesen beiden Menschen, die er nie getroffen hatte, erschreckte und faszinierte ihn gleichermaßen. Er hatte in Dmitris Träumen den liebevollen Blick gesehen, den er Sasha zuwarf, wenn er glaubte, niemand würde es bemerken. Hatte die Angst gespürt, die ihn durchfuhr, wenn er an die Reaktion seines Vaters dachte.

Ein plötzliches Geräusch ließ Markus aufschrecken. Schritte auf dem Flur, Annas Stimme, die sich mit einer Krankenschwester unterhielt. Hastig löschte er seinen Suchverlauf und legte das Smartphone auf den Nachttisch zurück, gerade als die Tür aufging.

Anna kam herein, eine Tasche in der einen Hand, einen Kaffeebecher in der anderen. Ihr Gesicht erhellte sich bei seinem Anblick. »Entschuldige, dass es so lange gedauert hat«, sagte sie und setzte sich auf den Stuhl neben seinem Bett. »Die Schlange in der Cafeteria war endlos.«

Markus versuchte zu lächeln, aber sein Gesicht fühlte sich steif an, seine Gedanken noch immer bei dem jungen Russen und dessen verborgener Liebe. »Schon okay.«

Anna stellte den Kaffee ab und nahm seine Hand. Ihre Berührung

war warm, vertraut, ein Anker in der Realität. »Du siehst besser aus«, sagte sie leise. »Mehr... gegenwärtig.«

Er nickte mechanisch. Sollte er ihr von Dmitri erzählen? Von den Träumen, die seit seiner Nahtoderfahrung jede Nacht kamen? Würde sie ihm überhaupt glauben, oder würde sie es als weiteres Symptom seiner Psychose abtun?

»Markus?« Ihre Stimme holte ihn aus seinen Gedanken. »Ist alles in Ordnung?«

Er zögerte, sein Blick wanderte zum Fenster, wo die Dunkelheit der Nacht hereinzukriechen begann. Irgendwo da draußen, tausende Kilometer entfernt in Moskau, existierte ein junger Mann, der jede Nacht sein Leben träumte, genau wie er das seine. Ein junger Mann, der gerade entdeckt hatte, dass diese Verbindung real war.

»Ja«, sagte er schließlich und drückte Annas Hand. »Es ist alles in Ordnung.«

8

Das Wetter passte zu Markus' Stimmung – ein bleierner Himmel, aus dem feiner Nieselregen fiel, der die Welt in ein monochromes Grau tauchte. Er stand vor dem Krankenseingang, eine Plastiktüte mit seinen persönlichen Gegenständen in der Hand, und wartete auf Anna. Die Kleidung, die er trug, fühlte sich fremd an, als gehörte sie jemand anderem – vielleicht, weil ein Teil von ihm hier hatte bleiben wollen, eingeschlossen in der strukturierten Sicherheit des Krankenhauses, wo niemand Fragen stellte, die er nicht beantworten konnte.

Annas silberner Volvo bog auf den Parkplatz ein. Markus beobachtete, wie sie parkte – präzise, methodisch, ein perfekter 90-Grad-Winkel zur Bordsteinkante. *Typisch Anna*, dachte er. Selbst in Momenten größter emotionaler Belastung behielt sie ihre Präzision bei. Er fragte sich, ob diese Kontrolle ihr Halt gab oder ob sie nur ein weiteres Symptom ihrer Anspannung war.

Sie stieg aus und kam auf ihn zu. Ihr Gesicht wirkte gefasst, aber die dunklen Ringe unter ihren wachen, grünen Augen erzählten eine andere Geschichte. Ihre kastanienbraunen Haare hatte sie zu einem praktischen Dutt gebunden. »Hallo«, sagte sie leise, als sie vor ihm stand. Eine Sekunde lang herrschte Unschlüssigkeit zwischen ihnen – sollten sie sich umarmen? Küssen? Schließlich entschied sie sich für eine vorsichtige Umarmung, die er steif erwiderte.

»Die Entlassungspapiere sind unterschrieben«, sagte er, als sie sich voneinander lösten. »Sie haben mir ein Rezept für Antidepressiva mitgegeben und einen Termin beim Psychiater in drei Tagen.«

Anna nickte. »Gut. Das ist gut.« Sie nahm ihm die Plastiktüte ab. »Lass uns nach Hause fahren. Ich habe meine Patienten für heute abgesagt.«

Die Autofahrt verlief schweigend. Markus starrte aus dem Fenster, beobachtete die vorbeiziehenden Häuser und Menschen, die mit Regenschirmen durch die Straßen eilten. Alles erschien ihm seltsam unwirklich, als betrachtete er die Welt durch eine dicke Glasscheibe. Seine Brille beschlug sich leicht vom Temperaturunterschied, und er nahm sie ab, um sie zu putzen – eine mechanische Handlung, die ihm einen Moment gab, seine Gedanken zu sammeln.

»Ich habe mir drei Tage freigenommen«, unterbrach Anna schließlich die Stille. »Für den Anfang. Danach können wir sehen, wie es weitergeht.«

Markus nickte stumm. Er wusste, was das bedeutete – drei Tage, in denen sie ihn nicht aus den Augen lassen würde, drei Tage unter Beobachtung. Ihre berufliche Perspektive als Psychologin vermischte sich mit ihrer Rolle als Ehefrau, und er war nun nicht mehr nur ihr Mann, sondern auch ihr Patient, ihr Fall.

»Du musst das nicht tun«, sagte er schließlich. »Ich komme klar.«

Annas Hände umklammerten das Lenkrad fester, ihre schlanken Finger spielten unbewusst mit dem Ehering, eine Gewohnheit, die er seit Jahren an ihr kannte. »Natürlich muss ich das tun, Markus. Ich... ich habe dich fast verloren. Wenn ich nicht wegen des Stromausfalls

früher vom Friseur zurückgekommen wäre...«

Ihre Stimme brach leicht, und Markus spürte einen Stich des Schuldgefühls. Er hatte sie verletzen wollen, hatte sie von der Last befreien wollen, die er darstellte – und stattdessen hatte er ihr nur eine schwerere Bürde auferlegt. Ein Detail ihrer Aussage blieb an ihm hängen: Stromausfall. Also war es das gewesen – das unvorhersehbare Element in seinem akribisch geplanten Selbstmordversuch. Ein gewöhnlicher Stromausfall hatte seinen Tod verhindert. Die Ironie war nicht zu übersehen.

Als sie zu Hause ankamen, ging Markus direkt ins Wohnzimmer. Das Haus fühlte sich fremd an, als wäre er monatelang fort gewesen, obwohl es nur fünf Tage im Krankenhaus gewesen waren. Alles stand noch genau dort, wo er es zurückgelassen hatte – seine Bücher im Regal, die Decke auf dem Sofa, sein leerer Kaffeebecher auf dem Tisch. Es war, als hätte die Zeit stillgestanden, während in ihm alles anders geworden war.

Anna kam mit zwei Tassen Tee ins Zimmer. »Möchtest du darüber reden?«, fragte sie, als sie ihm eine Tasse reichte.

»Worüber?« Er nahm den Tee entgegen, ohne sie anzusehen.

»Über das, was passiert ist. Über das, was du fühlst. Über den Grund, warum du...« Sie hielt inne, atmete tief durch. »Warum du nicht mehr leben wolltest.«

Markus starrte in seinen Tee. Die Oberfläche kräuselte sich leicht, spiegelte sein verzerrtes Gesicht wider. »Du kennst den Grund, Anna.«

»Lukas«, sagte sie leise. Es war das erste Mal seit Langem, dass sie seinen Namen aussprach.

»Ja.« Die Erinnerung an den Jungen, an sein Gesicht in dem Moment, als Markus gelacht hatte, brannte in seinem Inneren. »Es ist meine Schuld.«

Anna setzte sich neben ihn, nicht zu nah, doch nah genug, um ihre Präsenz zu spüren. Sie trug einen ihrer typischen Arbeitsanzüge in gedeckten Farben – praktisch und stilvoll zugleich. »Du hast einen Fehler gemacht, Markus. Einen schrecklichen Fehler. Aber du

bist nicht dafür verantwortlich, dass er sich das Leben genommen hat. Es gab so viele Faktoren – seine Depressionen, der Druck, den er von zu Hause spürte, die Mobbing-Situation, die schon lange vor diesem Tag bestand.«

»Aber ich war der letzte Tropfen«, sagte Markus bitter. »Die eine Person, die ihm hätte helfen sollen, und ich habe gelacht.«

»Ein reflexartiges Lachen aus Überraschung, nicht aus Bosheit«, erinnerte Anna ihn. Ihr Tonfall wurde sanfter, therapeutischer, und Markus spürte, wie sich etwas in ihm verschloss. Sie sprach jetzt nicht mehr als seine Frau, sondern als die Traumtherapeutin, die sie beruflich war. Diese Vermischung von Rollen – ein Problem, das auch vor seiner Depression ihre Ehe belastet hatte.

»Im Krankenhaus hatte ich einen seltsamen Traum«, sagte er plötzlich, das Thema wechselnd. »Ich war jemand anderes. Ein junger Mann in Moskau. Ich sprach Russisch, obwohl ich kein Wort davon kenne. Es fühlte sich real an, Anna. Nicht wie ein Traum.«

Anna sah ihn überrascht an, diese plötzliche Offenheit hatte sie nicht erwartet. Die analytische Seite ihres Verstandes – die Seite, die ihr bei ihrer Arbeit half – schien aufzuleuchten. »Was ist in diesem Traum passiert?«

»Ich war ein junger Mann namens Dmitri«, begann Markus zögernd. »Ich war auf einer Party gewesen, hatte eine Überdosis genommen – oder fast genommen. Ein Freund hatte mich gerettet.« Er hielt inne, erinnerte sich an Einzelheiten, die kristallklar in seinem Gedächtnis waren. »Am Morgen nach der Party saß ich mit diesem Freund auf einem Bett. Sein Name war Sasha. Wir... liebten uns, aber es war kompliziert. Sein Vater – mein Vater in diesem Traum – war gegen unsere Beziehung. Er hatte gedroht, Sasha zu töten.«

Anna betrachtete ihn aufmerksam. »Dieser Traum scheint sehr detailliert zu sein.«

»Das war er. Ich konnte die Morgendämmerung über Moskau sehen, konnte das Gefühl der Hand dieses Sasha in meiner spüren. Wir sprachen über Flucht, über einen Neuanfang. Es fühlte sich nicht

wie mein Leben an, aber es fühlte sich wie ein Leben an. Ein echtes Leben.«

»Vielleicht«, sagte Anna. Ihre hohe emotionale Intelligenz ermöglichte es ihr, behutsam zu formulieren. »War dieser Traum eine Art Flucht für dich? Eine Möglichkeit, dem zu entfliehen, was du hier durchmachst?«

Markus schüttelte den Kopf. »Nein, es war mehr als das.« Er sah sie direkt an, zum ersten Mal seit ihrer Ankunft zu Hause. »Es war, als wäre ich tatsächlich dort gewesen. Als hätte ich für kurze Zeit in jemand anderem gelebt. Und dieser jemand... er kämpfte auch. Mit anderen Dämonen, aber er kämpfte.«

Anna schwieg. Ihre Finger schlossen sich fester um die Teetasse.

»Und hat dir dieser Traum etwas bedeutet?«, fragte sie schließlich.

Markus zögerte. »Ich weiß es nicht. Vielleicht... dass es überall Kämpfe gibt? Dass selbst wenn ich jemand anderes wäre, ich trotzdem Probleme hätte?« Er lachte freudlos. »Nicht gerade eine tröstliche Erkenntnis.«

Anna nippte an ihrem Tee, ihre Gedanken rasten. Nach all den Monaten, in denen Markus sich verschlossen hatte, war dies der längste zusammenhängende Bericht über sein Innenleben, den er ihr gegeben hatte. Und es ging um einen Traum, nicht um die Realität. War das ein Fortschritt oder ein weiteres Symptom seiner Flucht vor dem Hier und Jetzt?

»Was würdest du tun, wenn du diese Person wärst?«, fragte sie, ihre analytische Denkweise suchte nach Mustern, nach Verbindungen. »Dieser Dmitri. Wie würdest du mit seinen Problemen umgehen?«

Markus dachte nach, seine grauen Haare fielen ihm in die Stirn. »Ich würde... kämpfen, denke ich. Er hat jemanden, der ihn liebt, der bei ihm ist trotz aller Gefahren.« Er stockte. »Es gibt etwas, wofür es sich zu kämpfen lohnt.«

Anna streckte die Hand nach seiner aus. Zog sie zurück.

»Wir sollten uns ausruhen«, sagte sie stattdessen. »Du musst

erschöpft sein.«

Markus nickte stumm. Die kurze Öffnung war wieder verschwunden, sein Gesicht verschlossen. Er stand auf, den Tee kaum angerührt, und ging in Richtung Schlafzimmer. An der Tür hielt er inne.

»Ich wollte dir keine Sorgen bereiten, Anna«, sagte er, ohne sich umzudrehen. »Das war nie meine Absicht.«

»Ich weiß«, antwortete sie. »Aber ich bin deine Frau, Markus. Deine Sorgen sind meine Sorgen.«

Er nickte kaum merklich, dann verschwand er im Flur. Anna blieb zurück. Eine einzelne Träne rann über ihre Wange, während die beiden Teetassen auf dem Tisch kalt wurden.

9

Die ersten Sonnenstrahlen des neuen Tages drangen durch die Fenster, als das Klingeln von Dmitris Handy die Stille in der kleinen Wohnung von Sashas Cousin durchbrach. Draußen erloschen gerade die Straßenlaternen. Sie hatten die ganze Nacht recherchiert, waren tiefer in das Mysterium der Traumverbindung eingetaucht. Dmitri griff nach seinem Telefon, die Augenbrauen zusammengezogen, als er die unbekannte Nummer sah.

»Dmitri Mikhailowitsch«, sagte eine tiefe, geschäftsmäßige Stimme. »Ihr Vater schickt uns. Es gibt eine dringende Familienangelegenheit, die Ihre sofortige Anwesenheit erfordert.«

Dmitri wechselte einen besorgten Blick mit Sasha, der am Fenster stand und beobachtete, wie die Straßenlaternen erloschen. »Wer sind Sie?«

»Sicherheitspersonal Ihres Vaters. Ein neues Team. Wir warten unten in einem schwarzen Wagen. Bitte kommen Sie sofort herunter. Und bringen Sie Ihren... Freund mit. Ihr Vater hat ausdrücklich danach verlangt.«

Dmitris Finger schlossen sich um das Telefon. Sein Vater hatte nie

nach Sasha gefragt. Hatte nie seine Existenz anerkannt. »Ich komme allein.«

»Dmitri Mikhailowitsch.« Die Stimme wurde schärfer. »Ihr Vater besteht darauf, dass Sie beide kommen. Er sagte, er möchte ein für alle Mal diese... Situation klären.«

Nach dem Auflegen stand Dmitri regungslos da, sein Herz raste. »Sie wissen es«, flüsterte er. »Mein Vater weiß es. Er weiß von uns.«

Sasha trat zu ihm, seine Bewegungen ruhig, aber seine Augen wachsam. Die innere Stärke, die Dmitri so an ihm liebte, zeigte sich in seiner aufrechten Haltung. »Wir müssen gehen, nicht wahr?«

»Nein.« Dmitri schüttelte heftig den Kopf. »Du verstehst nicht. Wenn mein Vater wirklich weiß, was zwischen uns ist... Wenn er wirklich diese Männer geschickt hat...« Er konnte den Satz nicht beenden, die Furcht schnürte ihm die Kehle zu.

Sasha legte seine Hände auf Dmitris Schultern, sein Blick fest und klar. »Dein Vater ist dein Vater, Dima. Vielleicht hat er eine Grenze, die selbst er nicht überschreitet.«

»Du kennst meinen Vater nicht.« Dmitris Stimme zitterte. »Er ist kein vernünftiger Mann. Nicht bei solchen Dingen.«

Ein schweres Klopfen an der Tür ließ sie beide zusammenzucken. Dmitri erstarrte. Jahre unter der Herrschaft eines unberechenbaren Mannes hatten ihn gelehrt, wann eine Tür keine gute Tür mehr war.

»Herr Ivanov.« Eine Stimme drang durch die Tür. »Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.«

Für einen Moment, bevor die Tür sich öffnete, sahen Dmitri und Sasha sich an. Keine Worte. Nur Sashas Augen, die ruhig blieben, weil sie glauben wollten, dass dieser Moment nicht der letzte war.

Die Tür öffnete sich, und zwei breitschultrige Männer in dunklen Anzügen standen davor. Ihre ausdruckslosen Gesichter und die leichte Ausbuchtung unter ihren Jacketts waren unmissverständliche Zeichen. Bewaffnet. Professionell. Gefährlich.

»Folgen Sie uns bitte«, sagte der Größere der beiden. »Sie zwei zwischen uns.«

Der Zweite trat hinter sie, der Erste führte. Der Flur schien endlos,

ihre Schritte hallten von den Wänden wider. Dmitri spürte Sashas Schulter an seiner. Seine Augen registrierten jede Bewegung des vorderen Mannes.

Als sie die Treppe erreichten, öffnete der vordere Mann seine Jacke und griff nach seiner Waffe.

»Sasha, LAUF!«, schrie Dmitri und warf sich auf den Mann. Es war kein sauberer Angriff – er stolperte über die oberste Stufe, krallte sich am Ärmel des Mannes fest, und beide gingen zu Boden. Die Waffe rutschte über den Absatz, Dmitri tastete panisch danach. Seine Finger schlossen sich um den Griff, bevor der Mann reagieren konnte.

Er riss die Waffe hoch und rammte den Lauf gegen den Kopf des Mannes, sein Finger am Abzug. »Zurück!«, brüllte er den zweiten Mann an, der bereits seine eigene Waffe gezogen hatte.

Doch statt auf Dmitri zielte dieser auf Sasha, der erstarrt auf der Treppe stand.

»Lass die Waffe fallen, Ivanov«, sagte der Mann ruhig. »Oder dein Freund stirbt.«

Die Luft im Treppenhaus schien zu vibrieren. Dmitris Hand zitterte leicht, sein Atem ging schnell und flach. »Wenn du ihn anrührst, bist du tot.«

Der Mann lächelte kalt. »Dein Vater hat mir versprochen, dass er mich großzügig belohnen wird, wenn ich dich lebend zurückbringe. Über deinen Freund hat er nichts gesagt. Im Gegenteil...«

»Dmitri.« Sashas Stimme war erstaunlich ruhig, obwohl er in das Gesicht des Todes blickte. »Es ist okay. Leg die Waffe nieder.«

»Nein!« Dmitri presste die Waffe fester gegen den Kopf des ersten Mannes. »Ich bringe ihn um, wenn du nicht sofort deine Waffe fallen lässt!«

Der zweite Sicherheitsmann schwieg. Seine Waffe blieb unbeweglich auf Sasha gerichtet, sein Gesicht ausdruckslos.

Sasha machte einen vorsichtigen Schritt auf Dmitri zu. »Dmitri, bitte. Du bist keiner von ihnen.«

Die Spannung war unerträglich. Schweißperlen bildeten sich auf

Dmitris Stirn. Der erste Sicherheitsmann brüllte: »Erschieß die Schwuchtel endlich, Viktor!«

Ein ohrenbetäubender Knall zerriss die Luft.

Dmitri sah, wie Sashas Augen sich weiteten. Das war alles, was er noch sah.

Ein unmenschlicher Schrei entrang sich Dmitris Kehle. Ohne nachzudenken, ohne zu zögern, drückte er ab. Der Rückstoß der Waffe zuckte durch seinen Arm, als die Kugel den Schädel des ersten Sicherheitsmannes durchschlug. Blut spritzte auf Dmitris Gesicht, warm und klebrig.

»SASHA!«, brüllte er und wollte zu ihm stürzen, doch ein stechender Schmerz explodierte in seinem Hinterkopf. Seine Beine gaben nach, die Welt kippte zur Seite. Das Letzte, was er sah, war Sashas regloser Körper, die offenen, leblosen Augen auf ihn gerichtet, und um seinen Kopf ein wachsender, dunkler Heiligenschein aus Blut.

Dann wurde alles schwarz.

10

Ein dumpfer Knall.

Markus blinzelte. Die Welt um ihn herum kam schlagartig in den Fokus, als hätte jemand einen Schalter umgelegt. Ein warmes, klebriges Gefühl an seinen Händen. Der Geruch von etwas Metallischem, von Schießpulver.

Vor ihm auf dem Fliesenboden des Eingangsbereichs lag ein Mann in einem grauen Anzug, das Gesicht zur Seite gedreht, die Augen offen, aber leer. Aus einer klaffenden Wunde an seiner Schläfe sickerte Blut und bildete eine immer größer werdende Lache auf dem hellen Boden. In Markus' rechter Hand lag etwas Schweres – eine Pistole.

Und dann durchbrach Annas Schrei die Stille.

Das Klirren von zerbrechendem Porzellan hallte durch den Raum,

als die Teekanne aus ihren Händen fiel und auf den Boden aufschlug. Heißes Wasser spritzte über den Fliesenboden, vermischte sich mit dem Blut des Fremden.

»Markus«, flüsterte Anna, ihre Stimme kaum hörbar, ihre Augen weit aufgerissen. »Oh mein Gott, Markus.«

Die Waffe rutschte aus Markus' Hand, fiel mit einem dumpfen Geräusch auf den Boden. Er starrte auf seine Hände hinab – rote Spritzer bedeckten seine Finger, seine Kleidung. Sein Atem kam in kurzen, hastigen Stößen, während sein Gehirn verzweifelt versuchte, die Situation zu erfassen.

»Was... was ist passiert?«, fragte er, seine Stimme brüchig.

Anna stand wie versteinert im Türrahmen zur Küche, ihr Gesicht kreideweiß. »Du hast ihn erschossen«, sagte sie tonlos. »Du hast den Mann erschossen. Mit seiner eigenen Waffe.«

Markus' Blick wanderte zwischen dem toten Mann und seinen eigenen blutverschmierten Händen hin und her. Erinnerungsfetzen drängten sich in sein Bewusstsein – aber es waren nicht seine eigenen. Ein Treppenhaus in Moskau. Sasha, der vor ihm die Stufen hinaufging. Die Waffe des Sicherheitsmanns in seinen – in Dmitris – Händen. Der ohrenbetäubende Knall, als Viktor schoss. Sashas Augen, die sich weiteten, sein Körper, der zu Boden sank, das Blut, das seine Stirn hinabließ...

»Sasha«, keuchte Markus, seine Knie gaben nach und er sank auf den Boden, seine Hände zitternd vor sein Gesicht geschlagen. »Sasha ist tot. Sie haben ihn erschossen.«

Anna trat vorsichtig näher, ihre Schritte unsicher. »Markus«, sagte sie sanft, als würde sie mit einem wilden Tier sprechen. »Es gibt keinen Sasha hier.« Ihre Hand zuckte zu dem toten Mann. »Er hatte einen Ausweis. *Thomas Grüner. Bundesnachrichtendienst*. Er hat ihn mir gezeigt, bevor er hereinkam.«

Markus' Kopf schoss hoch, sein Gesicht voller Verwirrung. »BND? Ich verstehe nicht...«

»Du... du bist auf dem Sofa eingeschlafen.« Annas Stimme zitterte. »Ich bin in die Küche gegangen. Tee.« Sie starrte auf die Porzel-

lanscherben. »Du hast Russisch gemurmelt. Im Schlaf. Einen Namen. *Sasha*. Immer wieder.« Sie presste die Hand vor den Mund. »Dann hat es geklingelt. Er hat mir seinen Ausweis gezeigt. Ich bin gegangen, um dich zu wecken. Du bist aufgestanden, aber... deine Augen. Du hast nicht reagiert, als ich deinen Namen rief. Du bist die Treppe heruntergekommen wie ein Schlafwandler.«

Die Realisation dessen, was geschehen war, begann langsam in Markus' Bewusstsein zu sickern. »Ich habe geschlafen«, flüsterte er. »Ich war Dmitri. Ich war in Moskau. Sie haben *Sasha* erschossen. Und Dmitri hat...«

Anna blickte auf den toten Mann. Ihre Hände gestikulierten sinnlos in der Luft.

»Es ging so schnell. Du hast ihm die Waffe aus der Hand gerissen. Einfach so. Ohne ein Wort.«

Markus starrte auf den toten Mann, ein namenloser Beamter, der nur seine Arbeit getan hatte. Jemand, der einen Eherring trug, dessen Familie jetzt auf ihn wartete, unwissend, dass er nie zurückkehren würde.

»Ich habe ihn getötet«, sagte Markus tonlos. Die Erkenntnis lähmte ihn. »Ich habe einen Menschen getötet.«

»Es warst nicht du«, sagte Anna verzweifelt, kniete sich neben ihn, achtete nicht auf das Blut, das ihren Anzug besudelte. »Du warst nicht bei Bewusstsein. Du warst... wie besessen. Wie ferngesteuert. Deine Augen waren leer, Markus.«

»Aber meine Hände haben es getan.« Er blickte auf seine blutverschmierten Finger. »Dmitri hat geschossen, und ich habe geschossen. Wir sind verbunden. Was er tut, tue ich auch.«

Der Raum schien sich zu drehen. In seinem Kopf hallten die Echos von Dmitris Schrei, als er *Sasha* fallen sah. Ein Schmerz, so tief und durchdringend, dass er ihn kaum von seinem eigenen unterscheiden konnte. Die Trauer um einen geliebten Menschen verschmolz mit dem Horror über seinen eigenen Mord, bildete einen erstickenden Knoten in seiner Brust.

»Wir müssen die Polizei rufen«, sagte Anna, ihre Stimme klang

weit entfernt. Sie griff nach ihrem Handy, hielt es in der Hand, starrte darauf, ohne zu wählen. Ihre Finger zitterten so stark, dass sie den Bildschirm nicht hätten treffen können.

Markus schüttelte langsam den Kopf. »Wie erklären wir das? Dass ich im Schlaf gehandelt habe? Dass ich das Bewusstsein eines anderen Menschen geteilt habe, tausende Kilometer entfernt?« Er lachte hohl. »Sie werden mich einweisen. Oder schlimmer.«

»Aber er ist ein *Bundesagent*, Markus.« Anna ließ das Handy sinken. »Ein Mann ist tot in unserem Haus. Es gibt Aufzeichnungen. Seinen Besuch hier, seine Nachrichten an seine Vorgesetzten. Sie werden ihn suchen. In ein paar Stunden, spätestens morgen.«

»Ich weiß.« Markus' Stimme brach.

»Wenn wir selbst anrufen, bist du vielleicht ein verwirrter Mann in einem Albtraum. Wenn sie uns finden...« Sie schloss die Augen. »Oh Gott.«

Sie saßen schweigend nebeneinander, das Blut des toten Mannes sickerte langsam über den Boden, bildete abstrakte Muster auf den hellen Fliesen. Die Zeit schien stillzustehen, während die Konsequenzen dieser Tat wie ein drohendes Unwetter über ihnen hingen.

»Warum?«, fragte Anna, ihre Stimme kaum mehr als ein Flüstern. »Warum ist das passiert?«

Markus starrte auf seine Hände, sah nicht die roten Flecken, sondern Sashas lebloses Gesicht, die Augen, die ihn – Dmitri – anstarrten, ohne zu sehen. »Weil Sasha starb«, antwortete er leise. »Weil Dmitri die Kontrolle verlor. Und ich...«

Anna sah ihn an. Ihre Stimme war ein Flüstern. »Du warst er.«

»Ich bin er«, sagte Markus. »Wenn ich schlafe.«

Die Erkenntnis war erschreckend in ihrer Klarheit. Diese Verbindung, die er mit dem jungen Russen teilte, war mehr als nur Träume. Sie war real, greifbar, tödlich. Und sie hatte gerade zwei Leben zerstört – eines in Moskau und eines hier, auf dem Boden ihres Hauses, mit leerem Blick an die Decke starrend.

Markus sah auf und begegnete Annas verzweifelttem Blick. Die Frau, die ihn trotz seiner Selbstmordgedanken nicht aufgegeben

hatte, die für ihn gekämpft hatte. Die Frau, die jetzt neben einem Mörder saß.

»Es tut mir leid«, sagte er, und wusste doch, dass diese Worte bedeutungslos waren angesichts dessen, was geschehen war. Angesichts dessen, was kommen würde.

Der leblose Körper des Agenten lag zwischen ihnen. Das Blut erreichte Markus' Schuhsohle und zeichnete eine einzelne, glasklare Spur in die Fuge.

Die Flucht

1

Das Klingeln des Telefons durchschnitt die bleierne Stille im Flur. Markus und Anna saßen noch immer wie versteinert vor der Leiche des BND-Agenten, dessen Blut sich langsam auf den hellen Fliesen ausbreitete. Erst beim dritten Klingeln zuckte Markus zusammen, als hätte ihn jemand aus einer Trance gerissen.

»Wer kann das sein?«, flüsterte Anna, ihre Stimme kaum mehr als ein Hauch.

Markus' Handy vibrierte in seiner Tasche. Mit zitternden, blutverschmierten Fingern zog er es hervor. Eine unterdrückte Nummer. Er starrte auf das Display, unfähig zu entscheiden, ob er den Anruf annehmen sollte. Nach dem fünften Klingeln, geleitet von einem Instinkt, den er nicht benennen konnte, wischte er über den Bildschirm.

»Hallo?«, seine Stimme klang fremd in seinen eigenen Ohren.

»Herr Meier.« Die Stimme am anderen Ende war ruhig, präzise, mit einem leichten Berliner Akzent. »Mein Name ist Klaus Neumann. Wir kennen uns nicht, aber ich weiß, was gerade bei Ihnen passiert ist.«

Markus' Blick schoss zu Anna, die ihn mit geweiteten Augen anstarrte. Er drückte auf den Lautsprechermodus, damit sie mithören konnte.

»Woher...?«, begann Markus, doch die Stimme unterbrach ihn.

»Sie haben gerade einen BND-Agenten getötet. Nicht absichtlich,

nicht bei vollem Bewusstsein, sondern während eines Traums, in dem Sie die Handlungen eines jungen Russen namens Dmitri Ivanov nachgeahmt haben.« Die Worte wurden sachlich vorgetragen, als würde der Sprecher über das Wetter reden. »Ich vermute, der Agent liegt in Ihrem Flur, und Sie und Ihre Frau überlegen gerade panisch, was Sie tun sollen.«

Markus spürte, wie sein Herzschlag sich beschleunigte, ein wildes Trommeln gegen seinen Brustkorb. »Wer sind Sie?«, fragte er heiser.

Ein leises, humorloses Lachen erklang. »Ein Beobachter. Jemand, der Muster erkennt, wo andere nur Zufall sehen. Ich überwache seit einiger Zeit das Internet nach bestimmten... Suchmustern. Menschen, die nach Erklärungen für ungewöhnlich lebhaftere Träume suchen, in denen sie das Leben anderer Menschen leben. Menschen wie Sie und Ihr russischer Traumpartner.«

»Traumpartner«, wiederholte Markus mechanisch. Das Wort hallte in seinem Kopf wider, gab den fragmentierten Erlebnissen der letzten Tage plötzlich einen Namen.

»Ja, so nenne ich es. Eine seltene Verbindung zwischen zwei Menschen, die gleichzeitig eine Nahtoderfahrung gemacht haben. Sie mit Ihrem Selbstmordversuch, Dmitri mit seiner Überdosis.« Klaus' Stimme wurde leiser, eindringlicher. »Hören Sie mir jetzt sehr genau zu, Herr Meier. Sie haben nicht viel Zeit. In spätestens zwanzig Minuten wird ein weiterer Agent bei Ihnen eintreffen, um nach seinem Kollegen zu sehen. Was dann folgt, wird kein normales Polizeiverfahren sein. Man wird Sie nicht verhaften, nicht anklagen. Man wird Sie verschwinden lassen, um zu verstehen, wie Ihre Verbindung funktioniert.«

Anna schüttelte heftig den Kopf. »Das ist Unsinn«, sagte sie laut. »Wir sollten die Polizei rufen. Jetzt.«

»Ah, Frau Dr. Meier«, sagte Klaus, als hätte er ihre Anwesenheit die ganze Zeit gespürt. »Die Psychologin, die nicht an übernatürliche Phänomene glaubt. Ich verstehe Ihre Skepsis. Aber fragen Sie sich: Warum war ein BND-Agent bei Ihnen? Was wollte er von Ihrem Mann? Und warum ausgerechnet jetzt, nachdem Ihr Mann online

nach seinen Träumen gesucht hat?»

Markus sah, wie Anna erleichte. Der Zweifel in ihrem Gesicht war unverkennbar.

»Was soll ich tun?«, fragte Markus.

»Sie müssen sofort verschwinden«, sagte Klaus. »Nehmen Sie nur das Nötigste mit – Portemonnaie, Ausweis, etwas Bargeld. Fahren Sie zum Hotel Sonnenblick an der A9, Ausfahrt Pfaffenhofen.«

»Ein Hotel?«, unterbrach Markus, seine Gedanken rasten plötzlich. »Das geht nicht. In Deutschland braucht man einen Ausweis zum Einchecken. Wenn die Behörden nach mir suchen, werden sie jedes Hotel überprüfen.«

Ein kurzes Schweigen. Dann ein anerkennender Ton in Klaus' Stimme. »Sie denken schnell, das ist gut. Natürlich haben Sie recht. Aber ich habe vorgesorgt.«

»Wie?«, drängte Markus. »Ich kann nicht hierbleiben. Nicht mit...« Sein Blick fiel auf den toten Agenten.

»Hören Sie genau zu«, fuhr Klaus fort. »Fahren Sie nicht direkt bis zum Hotel, sondern stellen Sie Ihr Fahrzeug in der Klinkengasse ab. Laufen Sie von dort aus die restlichen fünfhundert Meter zum Hotel Sonnenblick. Auf dem Parkplatz des Hotels steht ein blauer VW Passat mit Berliner Kennzeichen. Die Schlüssel liegen unter dem rechten Vorderreifen. Öffnen Sie den Wagen, im Handschuhfach finden Sie einen gefälschten Ausweis auf den Namen Peter Weber. Der Wagen ist auf diesen Namen zugelassen. Checken Sie mit diesem Ausweis im Hotel ein, bezahlen Sie in bar. Niemand wird Sie dort mit Ihrem echten Namen suchen.«

»Und dann?«, fragte Markus, bereits die Details des Plans im Kopf durchgehend.

»Ich bin bereits im Hotel«, sagte Klaus ruhig. »Warten Sie in Ihrem Zimmer auf mich, während ich weitere Vorbereitungen treffe.«

»Sie sind schon dort?«, fragte Markus überrascht.

»Natürlich. Ich habe Sie nicht zufällig angerufen, Herr Meier. Ich beobachte Sie und Ihren russischen Traumpartner schon seit einiger Zeit. Als ich die Suchanfragen zu den Träumen in Verbindung mit

dem BND-Besuch sah, wusste ich, was passieren würde. Es war nur eine Frage der Zeit.«

»Woher wissen Sie, dass ich dem trauen kann? Dass das nicht eine Falle ist?«, fragte Markus, obwohl sich in seinem Kopf bereits die Routenplanung formte.

»Das wissen Sie nicht«, antwortete Klaus nüchtern. »Aber überlegen Sie: Wenn ich wollte, dass man Sie fasst, warum sollte ich anrufen? Die Behörden hätten Sie ohnehin gefunden. Ich biete Ihnen einen Ausweg.«

»Und Anna?«

»Ihre Frau sollte unbedingt mitkommen«, sagte Klaus ohne zu zögern. »Sie brauchen Unterstützung, und Dr. Meier hat als Psychologin wertvolle Fachkenntnisse, die uns helfen könnten, dieses Phänomen zu verstehen. Außerdem – Sie haben gerade einen Agenten getötet, Herr Meier. Wenn Sie beide verschwinden, gewinnen wir Zeit, bevor eine ernsthafte Fahndung eingeleitet wird.«

Anna öffnete den Mund, aber die Worte blieben ihr im Hals stecken. Sie blickte zum toten Agenten, dann zu Markus. Ihre Hand schloss sich um ihren Ehering.

»Frau Dr. Meier«, sagte Klaus in die Stille hinein, als hätte er ihre Geste gesehen. »Ich verstehe Ihre fachliche Einschätzung. Aber was Ihr Mann erlebt, geht weit über konventionelle psychiatrische Diagnosen hinaus. Traumpaare sind ein Phänomen, das weder die Schulmedizin noch die herkömmliche Psychologie erklären kann. Was glauben Sie, warum ein BND-Agent bei Ihnen war? Sie sind beide in Gefahr, wenn Sie bleiben.«

»Sie haben zwanzig Minuten, Herr Meier«, drängte Klaus. »Danach wird es riskant. Und schalten Sie Ihr Handy aus, sobald das Gespräch beendet ist. Nehmen Sie es mit, aber lassen Sie es ausgeschaltet. Ich erwarte Sie im Hotel.«

»In Ordnung«, sagte Markus tonlos.

Als das Gespräch endete, herrschte für einen Moment vollkommene Stille im Flur. Das Telefon in Markus' Hand fühlte sich plötzlich schwer an, wie eine Entscheidung, die er nicht mehr rückgängig

machen konnte. Im Kopf ging er bereits die Route zum Rastplatz durch, überlegte, welche Nebenstraßen er nehmen würde, um Kameras zu vermeiden. Die Gedanken kamen von allein, glatt und fremd, als gehörten sie jemand anderem. *Seit wann dachte er in Fluchtrouten?* Er stand auf, atmete tief durch und blickte zu Anna, die ihn anstarrte, die Hand vor dem Mund.

»Du glaubst diesem Mann doch nicht wirklich?«, flüsterte sie. Dann, leiser, mit einem Unterton, der nicht nach ihr klang: »Ein Unbekannter ruft an, sagt, du sollst fliehen, und du planst schon die Route. Wenn das keine Einweisung wert ist, weiß ich auch nicht.«

2

»Du glaubst diesem Mann doch nicht wirklich?«, flüsterte Anna.

Markus' Blick löste sich von ihren Augen und wanderte zurück zu dem leblosen Körper zwischen ihnen. Das Blut auf dem Fliesenboden hatte begonnen zu gerinnen, bildete dunkle, unregelmäßige Muster. Annas Worte hingen in der Luft, während er aufstand und mit mechanischen Bewegungen seine blutbefleckten Hände an seiner Hose abwischte.

»Ich muss verstehen, was hier passiert, Anna«, sagte er leise, aber bestimmt. »Du hast es selbst gesehen. Ich habe geschlafen und dann...« Er deutete auf den toten BND-Agenten. »Das war ich nicht. Nicht wirklich. Ich war Dmitri.«

Anna erhob sich ebenfalls, ihre Bewegungen vorsichtig, als befände sie sich in einer Situation mit einem potenziell gefährlichen Patienten. Ihre berufliche Haltung überlagerte für einen Moment ihre Rolle als Ehefrau.

»Markus«, sagte sie mit der ruhigen, kontrollierten Stimme, die sie für therapeutische Gespräche reservierte. »Was du erlebst, sind vermutlich dissoziative Zustände, ausgelöst durch dein Trauma und deine Depression. Diese lebhaften Träume, diese Identifikation mit einer erfundenen Person...«

»Erfunden?« Markus' Stimme wurde schärfer. »Woher wusste dieser Mann dann von Dmitri? Woher wusste er vom BND-Agenten? Anna, er hat angerufen, Sekunden nachdem es passiert ist!«

»Es gibt rationale Erklärungen dafür«, beharrte Anna. »Vielleicht ist er selbst vom Geheimdienst. Vielleicht hat er deine Suchanfragen überwacht, wie er sagte. Das beweist nicht, dass du tatsächlich das Leben eines russischen Mannes träumst.«

Markus ging zum Fenster, sah hinaus in die Dunkelheit. »In meinen Träumen spreche ich fließend Russisch, Anna. Ich kenne Straßen in Moskau, ohne je dort gewesen zu sein. Ich fühle Dmitris Gefühle für Sasha, als wären es meine eigenen.«

Anna trat neben ihn, legte eine Hand auf seinen Arm. Ihre Stimme wurde weicher. »Liebling, das sind klassische Symptome einer dissoziativen Identitätsstörung, verstärkt durch deine traumatischen Erlebnisse mit Lukas. Dein Gehirn erschafft eine alternative Realität, in der du...«

»Nein!« Markus' Faust schlug gegen den Fensterrahmen. »Hör auf, mich zu analysieren! Ich bin nicht dein Patient!«

Der Ausbruch hing zwischen ihnen, und für einen Moment war nur ihr beider schneller Atem zu hören. Anna zuckte zusammen, trat einen Schritt zurück, verletzt durch seine uncharakteristische Heftigkeit.

»Es tut mir leid«, sagte Markus, seine Stimme wieder leiser. »Aber du musst verstehen... Dieser Mann – Klaus – er weiß Dinge. Er könnte Antworten haben.«

»Und deswegen willst du mit einem Fremden fliehen? Nach einem Mord?« Annas Stimme brach. »Markus, wir müssen die Polizei rufen. Der BND wird ohnehin bald hier sein. Wir erklären, was passiert ist – dass du geschlafwandelt hast, dass du nicht bei Bewusstsein warst...«

»Und dann? Sie werden mich wegsperren, Anna. In eine psychiatrische Klinik. Sie werden Tests durchführen, versuchen herauszufinden, warum ich seine Waffe nehmen und abdrücken konnte, obwohl ich schlief.« Er sah sie direkt an. »Du weißt, dass das nicht

normal ist. Kein Schlafwandler hat solche präzisen motorischen Fähigkeiten.«

Anna schlang die Arme um sich selbst, als wäre ihr plötzlich kalt geworden. »Was dieser Mann vorschlägt, ist Wahnsinn, Markus. Ein gefälschter Ausweis, ein fremdes Auto... das macht uns zu Komplizen. Zu Flüchtigen.«

»Uns?«, fragte Markus. »Du würdest mitkommen?«

Die Frage hing zwischen ihnen wie ein zerbrechliches Gebilde. Anna schloss kurz die Augen, atmete tief durch.

»Ich bin Psychologin, Markus. Ich habe einen Eid geschworen, zu helfen, nicht zu schaden. Ich kann nicht... ich kann nicht einfach vor dem Gesetz davonlaufen.«

»Selbst wenn es bedeutet, dass sie mich in irgendeiner Einrichtung verschwinden lassen? Du hast gehört, was Klaus sagte – der BND hat Interesse an mir. An dieser Verbindung.«

Anna schüttelte den Kopf, Tränen schimmerten in ihren Augen. »Das ist Paranoia, Markus. Teil deiner Erkrankung. Ich will dir helfen – ich kann dir helfen. Aber nicht so. Nicht durch Flucht.«

Markus betrachtete seine Frau – ihre kastanienbraunen Haare, ihre grünen Augen, die jetzt mit Tränen gefüllt waren. Fünfzehn Jahre lang war sie sein Zuhause gewesen. Aber jetzt, in diesem Moment, spürte er den Abgrund zwischen ihren Realitäten.

»Ich muss gehen.« Er begann, durch die Küche zu gehen, öffnete Schubladen, nahm Bargeld aus der Haushaltskasse.

»Markus, bitte!« Anna folgte ihm, Verzweiflung in ihrer Stimme. »Wenn du jetzt gehst, wird alles nur schlimmer. Die Polizei wird dich suchen. Du wirst dein ganzes Leben als Flüchtiger verbringen müssen.«

»Was für ein Leben?«, entgegnete er bitter. »Ein Leben, in dem ich mich selbst töten wollte? Ein Leben, in dem ich für den Tod eines Kindes verantwortlich bin?«

Anna packte seinen Arm, zwang ihn, sie anzusehen. »Du hast Lukas nicht getötet, Markus. Es war ein schrecklicher Unfall, eine Verkettung tragischer Umstände. Aber diese Flucht... das ist eine

bewusste Entscheidung. Eine falsche Entscheidung.«

»Vielleicht«, gab Markus zu. »Aber es ist meine Entscheidung. Ich muss verstehen, was mit mir passiert. Warum ich plötzlich in Dmitris Haut schlüpfte, wenn ich schlafe. Warum ich seine Sprache spreche, seine Gefühle fühle.«

»Und was ist mit unseren Gefühlen?«, fragte Anna, ihre Stimme jetzt kaum mehr als ein Flüstern. »Mit unserer Ehe? Bedeutet dir das nichts mehr?«

Die Frage traf ihn wie ein physischer Schlag. Für einen Moment vergaß er den toten Mann im Flur, die Blutflecken an seinen Händen, den wartenden Wagen mit dem gefälschten Ausweis.

»Anna...«, er trat auf sie zu, nahm ihr Gesicht in seine Hände. »Du bedeutest mir alles. Du hast mich gerettet, als ich sterben wollte. Du bist der Grund, warum ich überhaupt noch hier bin.«

»Dann bleib«, flehte sie. »Bleib bei mir. Wir stehen das zusammen durch.«

Er lehnte seine Stirn gegen ihre, schloss für einen Moment die Augen. Der Geruch ihres Shampoos, die Wärme ihrer Haut – so vertraut, so geliebt.

»Ich kann nicht«, sagte er schließlich. »Nicht so. Nicht, ohne zu wissen, was mit mir geschieht. Diese Träume... sie verändern mich, Anna. Sie zeigen mir ein anderes Leben, einen anderen Menschen. Jemanden, der liebt und kämpft und lebt, während ich nur existiere.«

»Das ist nicht wahr«, sagte sie heftig. »Du lebst, Markus. Hier, mit mir. Das ist real. Nicht diese Traumwelt.«

Er löste sich von ihr, sah ihr in die Augen. »Und wenn beide Welten real sind? Wenn Dmitri genauso existiert wie ich? Wenn wir... verbunden sind?«

Anna schüttelte den Kopf, trat einen Schritt zurück. »Das ist Wahnvorstellung, Markus. Als deine Frau will ich dir glauben, aber als Psychologin kann ich nicht ignorieren, was offensichtlich ist. Du brauchst Hilfe, keine Flucht.«

Die Worte fielen zwischen sie wie eine Barriere. Markus nickte.

»Das ist es also.« Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.
»Der Punkt, an dem unsere Wege sich trennen.«

»Nein«, Anna schüttelte heftig den Kopf, Tränen strömten nun ungehindert über ihre Wangen. »Das muss nicht sein. Bitte, Markus. Wir rufen die Polizei, erklären die Situation. Selbst wenn sie dich vorübergehend in psychiatrische Beobachtung nehmen – ich werde jeden Tag bei dir sein. Ich werde nicht aufgeben.«

Er sah sie lange an, prägte sich jedes Detail ihres Gesichts ein – die kleinen Sommersprossen auf ihrer Nase, die feinen Linien um ihre Augen, die von ihrem Lachen zeugten. Dann beugte er sich vor und küsste sie auf die Stirn.

»Ich liebe dich, Anna. Das wird sich nie ändern.«

»Markus...« Ihre Stimme brach.

Er ging zur Tür, ergriff seinen Autoschlüssel von der Kommode. Dann drehte er sich noch einmal um, sah seine Frau an, die inmitten ihres gemeinsamen Lebens stand – den Fotos an den Wänden, den Büchern in den Regalen, all den kleinen Dingen, die sie über fünfzehn Jahre gesammelt hatten.

»Wenn ich Antworten habe«, sagte er, »komme ich zurück. Das verspreche ich.«

»Und wenn du keine findest?«, fragte sie, ihre Stimme kaum hörbar.

»Dann war es das wert zu versuchen.«

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss. Das Letzte, was er hörte, war Annas unterdrücktes Schluchzen.

Im Haus nahm Anna ihr Telefon zur Hand, startete lange auf den Notrufknopf. Tränen fielen auf den Bildschirm, während sie mit zitternden Fingern die Nummer wählte. Als die Stimme am anderen Ende antwortete, holte sie tief Luft.

»Hier ist Dr. Anna Meier. Es gab einen... Zwischenfall in unserem Haus. Ein Mann ist tot. Mein Mann... er war nicht er selbst. Bitte kommen Sie schnell.«

Sie legte auf und sank neben dem toten Agenten auf den Boden. Blut und zerbrochenes Porzellan. Die Sirenen in der Ferne wurden

lauter.

3

Die Klinkengasse war eine unscheinbare Nebenstraße, gesäumt von alten Linden, deren Blätter im Licht der spärlichen Straßenlaternen silbrig schimmerten. Markus parkte seinen Wagen am äußersten Ende der Sackgasse, dort, wo die Dunkelheit am dichtesten war. Seine Bewegungen waren mechanisch, als hätte sein Körper auf Autopilot geschaltet, während sein Geist noch immer in dem blutbefleckten Flur seines Zuhauses verweilte.

Er schaltete den Motor aus und saß für einen Moment regungslos da. In der plötzlichen Stille konnte er seinen eigenen Herzschlag hören, ein unregelmäßiges Hämmern gegen seine Rippen. Auf dem Beifahrersitz lag eine kleine Sporttasche – hastig gepackt mit dem Nötigsten: etwas Wechselkleidung, seine Zahnbürste, etwas Bargeld. Keine persönlichen Gegenstände, nichts, was ihn verraten könnte.

Seine Hände zitterten, als er die Schlüssel abzog. Bei jeder Bewegung spürte er Annas Abwesenheit wie ein physisches Gewicht. Ihre letzten Worte hallten in seinem Kopf: *Und wenn du keine findest? – Dann war es das wert zu versuchen.*

War es das wirklich wert? Eine fünfzehnjährige Ehe aufs Spiel zu setzen für etwas, das Anna als Wahnvorstellung bezeichnete?

Er zwang sich, diese Gedanken beiseite zu schieben, griff nach der Tasche und stieg aus. Die kühle Nachtluft traf ihn wie ein Schlag, brachte ihn für einen Moment wieder zu Sinnen. Er schloss den Wagen ab, überprüfte zweimal, ob er wirklich verriegelt war – eine alte Gewohnheit, die in ihrer Normalität fast grotesk wirkte angesichts der Umstände.

Dann begann er zu gehen, die Tasche fest umklammert. Fünfhundert Meter zum Hotel Sonnenblick, hatte Klaus gesagt. Er hielt sich im Schatten der Bäume, vermied instinktiv die helleren Bereiche unter den Straßenlaternen. Der Lehrer in ihm – der Teil, der

seinen Schülern stets Verantwortung und Gesetzestreue gepredigt hatte – schrie innerlich auf bei dem Gedanken, dass er nun ein Flüchtiger war. Ein Mörder auf der Flucht.

»Nicht ich«, murmelte er zu sich selbst. »Das war nicht ich.«

Aber seine Hände hatten die Waffe gehalten. Seine Finger hatten abgedrückt.

Nach etwa zehn Minuten sah er das Schild des Hotels Sonnenblick – ein unscheinbares, dreistöckiges Gebäude am Rand eines Gewerbegebiets. Es war genau die Art von Hotel, die man wählte, wenn man nicht gesehen werden wollte: zweckmäßig, anonym, mit einem halbleeren Parkplatz, der von flackernden Neonlichtern erhellt wurde.

Markus blieb im Schatten einer Hecke stehen und überblickte den Parkplatz. Dort, in der hintersten Ecke, stand ein blauer VW Passat mit Berliner Kennzeichen. Der Wagen war also real, genau wie Klaus gesagt hatte. Vielleicht war auch alles andere wahr.

Er überquerte den Parkplatz mit gesenktem Kopf, hielt den Blick abgewandt von der Überwachungskamera über dem Hoteleingang. Der Passat sah unscheinbar aus – etwas älter, aber gepflegt. Markus ging einmal um das Fahrzeug herum, beugte sich dann zum rechten Vorderreifen hinunter. Seine Finger tasteten in der Dunkelheit, bis sie auf kaltes Metall stießen. Die Schlüssel.

Mit einem schnellen Blick über die Schulter öffnete er den Wagen, setzte sich auf den Fahrersitz. Der Innenraum roch neutral, als wäre er kürzlich gereinigt worden. Keine persönlichen Gegenstände, keine Hinweise auf den Besitzer. Markus öffnete das Handschuhfach und fand darin genau das, was Klaus beschrieben hatte: einen Personalausweis auf den Namen Peter Weber, dazu ein Bündel Bargeld und ein Hotelgutschein für das Sonnenblick.

Der Ausweis war eine erstklassige Fälschung – sein eigenes Gesicht blickte ihm entgegen, aber mit anderem Namen, anderer Adresse. Ein seltsames Gefühl durchflutete ihn, eine Mischung aus Furcht und einer Art perverser Erleichterung. Er steckte den Ausweis und das Geld ein, verließ den Wagen und verschloss ihn wieder

sorgfältig.

Mit jedem Schritt in Richtung Hoteleingang fühlte Markus, wie sein altes Leben weiter zurückwich. Die automatischen Glastüren öffneten sich vor ihm, und er betrat die kleine, funktional eingerichtete Lobby. Eine einzelne Frau mittleren Alters saß hinter der Rezeption, ihr Gesicht von einem Computerbildschirm bläulich beleuchtet.

»Guten Abend«, sagte Markus und war überrascht, wie ruhig seine Stimme klang. »Ich habe eine Reservierung. Peter Weber.«

Die Rezeptionistin lächelte höflich. »Einen Moment bitte.« Ihre Finger tippten auf der Tastatur. »Ja, Herr Weber. Ein Doppelzimmer für drei Nächte, mit Frühstück. Darf ich Ihren Ausweis sehen?«

Markus reichte ihr die Fälschung. Würde sie den Betrug erkennen? Würde sie die Polizei rufen?

Doch die Frau warf nur einen flüchtigen Blick darauf, tippte etwas in den Computer und gab ihm den Ausweis zurück. »Wie möchten Sie bezahlen?«

»Bar«, sagte Markus und reichte ihr das Bündel Scheine aus dem Handschuhfach.

Sie nahm das Geld, zählte es kurz und händigte ihm einen Zimmerschlüssel aus. »Zimmer 318, dritter Stock rechts. Der Frühstücksraum öffnet um 6:30 Uhr. Falls Sie noch etwas benötigen, ist die Rezeption rund um die Uhr besetzt.«

Markus bedankte sich mit einem Nicken und ging zum Aufzug. Die Absurdität der Situation – dieses normale, alltägliche Gespräch, während er mit Blut an seiner Kleidung und einem gefälschten Ausweis vor ihr stand – ließ ihn beinahe hysterisch auflachen. Er beherrschte sich, bis sich die Aufzugtüren hinter ihm schlossen, dann lehnte er sich gegen die Wand und atmete zitternd aus.

Sein Zimmer lag am Ende eines langen, mit dunkelrotem Teppich ausgelegten Flurs. Als er die Tür öffnete, empfing ihn der charakteristische Geruch von Hotelzimmern – Reinigungsmittel und stehende Luft. Der Raum war nicht groß, aber funktional: ein Doppelbett mit beiger Tagesdecke, ein Schreibtisch mit Stuhl, ein kleiner Fernseher an der Wand und sogar eine kleine Kochnische in der

Ecke. Eine verschlossene Tür führte in das Zimmer nebenan. Das Fenster bot einen Blick auf den Parkplatz und die Bundesstraße dahinter.

Markus ließ seine Tasche fallen und sank auf das Bett. Die Überspannung der letzten Stunden fiel von ihm ab, ließ ihn erschöpft und seltsam leer zurück. Er zog sein Handy aus der Tasche – ausgeschaltet, wie Klaus es verlangt hatte – und starrte es einen Moment lang an. Ein Teil von ihm wollte Anna anrufen, ihre Stimme hören, sich vergewissern, dass es ihr gut ging. Dass sie ihm verziehen hatte.

Stattdessen legte er das Telefon auf den Nachttisch und ging ins winzige Badezimmer. Im grellen Licht der Neonröhre betrachtete er sein Spiegelbild – ein fremder Mann starrte zurück, mit geröteten Augen und einem Gesichtsausdruck zwischen Erschöpfung und Entsetzen. Auf seinem Hemd waren getrocknete Blutspritzer, an seinen Händen klebten bräunliche Reste.

Mechanisch begann er, sich auszuziehen, warf die blutbefleckte Kleidung in die Badewanne und drehte das Wasser auf. Er würde sie später entsorgen müssen, irgendwo, wo niemand sie finden würde. Der Gedanke, wie methodisch er dabei vorging, erschreckte ihn. War das schon immer in ihm gewesen – diese Fähigkeit zur Kaltblütigkeit? Oder war es Dmitri, der durch ihn handelte, auch jetzt, auch wach? *Ich bin er, wenn ich schlafe.* Aber er schlief nicht. Und trotzdem bewegte er sich wie jemand, der wusste, wie man verschwindet.

Er stieg unter die Dusche, ließ das heiße Wasser über seinen Körper laufen, als könnte es nicht nur das Blut, sondern auch die Schuld abwaschen. Aber selbst als das Wasser klar den Abfluss hinunterlief, fühlte er sich nicht sauberer.

Zurück im Zimmer, in frischer Kleidung, setzte er sich auf das Bett und wartete. Auf Klaus. Auf Antworten. Auf irgendetwas, das bestätigen würde, dass er die richtige Entscheidung getroffen hatte.

Die Digitaluhr auf dem Nachttisch zeigte 00:17 Uhr. Draußen rauschten vereinzelt Autos vorbei, ihre Scheinwerfer warfen für Sekunden bewegliche Schatten an die Zimmerdecke. Markus dachte an Anna, allein in ihrem Haus, umgeben von Polizisten, die Fragen

stellten, die sie nicht beantworten konnte. Die Vorstellung schnürte ihm die Kehle zu.

Hatte er sie verraten? Hatte er sie im Stich gelassen?

Oder hatte er sie beschützt – indem er sie nicht in diese Sache hineingezogen hatte?

Er wusste es nicht. Er wusste nur, dass er hier war, in diesem anonymen Hotelzimmer, unter falschem Namen, wartend auf einen Fremden, der behauptete, Antworten auf Fragen zu haben, die kein vernünftiger Mensch stellen würde.

Ein leises Klopfen an der Tür ließ ihn aufschrecken.

»Herr Meier? Ich bin's, Klaus Neumann.«

Markus stand auf, zögerte einen Moment. Dies war seine letzte Chance umzukehren, die Polizei zu rufen, zu Anna zurückzukehren. Dann öffnete er die Tür.

4

Der Blaulichtschein der Polizeiwagen warf gespenstische Muster an die Wände des Wohnzimmers. Anna saß regungslos auf dem Sofa, eine Decke um ihre Schultern gelegt, obwohl ihr nicht kalt war. Die Polizisten bewegten sich um sie herum wie Schauspieler in einem absurden Theaterstück – sie fotografierten, nahmen Proben, sprachen in Funkgeräte. Alles schien seltsam gedämpft, als hätte jemand die Lautstärke der Welt heruntergedreht.

Drei Stunden waren vergangen, seit sie den Notruf gewählt hatte. Drei Stunden, in denen sie dieselben Fragen immer wieder beantwortet hatte, mechanisch, mit einer Stimme, die sie kaum als ihre eigene erkannte.

»Ja, mein Mann hat den Mann erschossen.«

»Nein, er war nicht bei Bewusstsein.«

»Er hat geschlafwandelt.«

»Nein, das hat er noch nie zuvor getan.«

»Nein, ich weiß nicht, wohin er gegangen ist.«

Jetzt beobachtete sie, wie zwei Männer in weißen Anzügen den Leichnam des BND-Agenten in einen Plastiksack legten und auf eine Bahre hoben. Das Blut auf den Fliesen war inzwischen getrocknet, ein dunkler, bräunlicher Fleck, der sie unwillkürlich an einen Rorschach-Test erinnerte. Was würde ein Patient darin sehen? Und was sagte es über sie aus, dass sie mitten in diesem Alptraum an Psycho-diagnostik dachte?

Ein Polizist – ein älterer Mann mit ergrautem Schnurrbart und erschöpften Zügen – trat zu ihr. Kommissar Becker, so hatte er sich vorgestellt. Seine Stimme klang sanfter als zuvor, fast väterlich.

»Frau Dr. Meier, wir haben vorerst genug Spuren gesichert. Ein Team wird morgen früh zurückkehren, um weitere Untersuchungen durchzuführen, aber für heute sind wir fertig.«

Anna nickte mechanisch. »Kann ich... kann ich den Boden reinigen?«

Der Kommissar zögerte kurz, dann nickte er. »Die Spurensicherung ist abgeschlossen. Sie können das Haus wieder normal nutzen. Allerdings...« Er senkte die Stimme. »Ich würde empfehlen, professionelle Reiniger für den Boden zu engagieren. Solche Flecken sind schwer zu entfernen.«

»Ich verstehe«, sagte Anna tonlos. Als Psychologin hatte sie mit Traumapatienten gearbeitet, hatte gelernt, einen professionellen Abstand zu wahren. Aber nichts hatte sie auf das hier vorbereitet – auf das Blut eines Toten in ihrem eigenen Haus, auf den Anblick ihres Mannes, wie er mit leerem Blick auf einen BND-Agenten schoss, auf die plötzliche, erschütternde Erkenntnis, dass sie Markus vielleicht gar nicht so gut kannte, wie sie geglaubt hatte.

Der Kommissar räusperte sich. »Wir haben eine Fahndung nach Ihrem Mann eingeleitet, aber ehrlich gesagt...« Er warf einen Blick zu seinen Kollegen, die dabei waren, ihre Ausrüstung zusammenzupacken. »Die ganze Angelegenheit ist seltsam. Normalerweise würde ein Fall wie dieser die volle Aufmerksamkeit erhalten, aber es scheint... Druck von oben zu geben, die Sache nicht zu intensiv zu verfolgen.«

Anna blickte auf. »Was meinen Sie damit?«

Becker zuckte mit den Schultern. »Wir wurden angewiesen, nur grundlegende Spurensicherung durchzuführen und die Leiche zu überführen. Keine umfassende Befragung der Nachbarn, keine Verkehrskameraüberprüfung. Fast so, als ob...« Er verstummte, schüttelte dann den Kopf. »Vergessen Sie's. Das ist nicht Ihre Sorge.«

Er fuhr sich über den Schnurrbart. »Nur so viel: Den Mann, den Ihr Mann erschossen hat – wir haben seine Fingerabdrücke durch die Datenbank laufen lassen. Kein aktiver BND-Mitarbeiter. Ex-Agent, seit zwei Jahren im Ruhestand. Offiziell als Sicherheitsberater selbstständig.« Er machte eine Pause. »Die Frage ist, wer ihn zu Ihnen geschickt hat.«

Aber es war ihre Sorge, und die Art, wie der Kommissar sprach, ließ einen neuen, beunruhigenden Gedanken in ihr aufkeimen: Was, wenn Markus' paranoides Gerede über Geheimdienste und Überwachung nicht so wahnhaft war, wie sie angenommen hatte?

Als hätte er ihre Gedanken gehört, senkte Becker die Stimme noch weiter. »Da ist noch etwas, Frau Dr. Meier. Kurz nachdem wir hier eintrafen, erhielten wir einen Anruf. Zwei... Beamte werden Sie in Kürze aufsuchen. Sie sagten, sie kämen vom BND, um den Vorfall mit ihrem Kollegen zu untersuchen, aber...« Er sah sich um, vergewisserte sich, dass niemand zuhörte. »Die Dienstmarken, die sie am Telefon beschrieben haben, sahen nicht nach BND aus. Nicht für mich.«

Ein Schauer lief über Annas Rücken. »Wer dann?«

»Könnte ausländischer Geheimdienst sein. CIA vielleicht.« Der Kommissar richtete sich auf. »Wie auch immer, wir wurden angewiesen, den Fall an sie zu übergeben und uns zurückzuziehen. Wenn Sie meinen Rat wollen – seien Sie vorsichtig mit dem, was Sie ihnen erzählen.«

Bevor Anna antworten konnte, klingelte es an der Tür. Der Kommissar nickte ihr ein letztes Mal vielsagend zu, dann ging er, um zu öffnen.

Anna zog die Decke enger um ihre Schultern, ein vergeblicher

Versuch, das plötzliche Kältegefühl zu vertreiben, das sie durchfuhr. Ihre Gedanken rasten. Wenn Markus recht hatte, wenn der BND tatsächlich an ihm interessiert war wegen dieser angeblichen »Traumverbindung« zu einem Russen – wer sonst könnte davon wissen? Und was bedeutete es, dass nun möglicherweise die CIA involviert war?

Stimmen im Flur. Der Kommissar verabschiedete sich, gab letzte Anweisungen an seine Leute. Dann Schritte, die sich dem Wohnzimmer näherten. Anna richtete sich auf, straffte ihre Haltung. Die Jahre der therapeutischen Arbeit hatten sie gelehrt, auch in schwierigen Situationen Fassung zu bewahren. Jetzt war diese Fähigkeit wichtiger denn je.

Zwei Personen betraten den Raum – ein Mann und eine Frau, beide in dunklen Anzügen. Der Mann war mittelgroß, mit kurz geschnittenem, graumeliertem Haar und einer wachsamen Kühle im Gesicht. Eine feine Narbe zog sich von seinem rechten Ohr bis zum Kinn. Die Frau war jünger, mit schwarzem, akkurat geschnittenem Bob und einer athletischen Statur. Ihr Gesicht wirkte konzentriert, fast ungeduldig.

»Dr. Anna Meier?«, fragte der Mann. Seine Stimme war ruhig, kontrolliert, mit einem leichten amerikanischen Akzent. »Mein Name ist Michael Reeves, und das ist meine Kollegin Sarah Chen. Wir sind vom US-Außenministerium, Abteilung für internationale Sicherheitskooperation.«

Anna wusste sofort, dass das eine Lüge war. Ihr Beruf hatte sie gelehrt, subtile Hinweise in Mimik und Körpersprache zu lesen, und etwas an der Art, wie er den Titel aussprach, verriet, dass es einstudiert war.

»Sie sind von der CIA«, sagte sie leise.

Ein kurzes Flackern von Überraschung, dann ein knappes Lächeln. »Wir sind hier, um den Vorfall mit dem deutschen Geheimdienstmitarbeiter zu untersuchen, der in Ihrem Haus ums Leben kam. Dürfen wir uns setzen?«

Ohne ihre Antwort abzuwarten, nahm die Frau – Chen – Platz im

Sessel gegenüber. Sie zog ein schlankes Tablet aus ihrer Tasche und tippte darauf. »Unsere Kollegen vom deutschen BND haben uns über den Vorfall informiert. Es scheint, dass Ihr Mann, Markus Meier, den Agenten erschossen hat und anschließend geflohen ist. Ist das korrekt?«

Die direkte, fast klinische Art, wie sie die Frage stellte, ließ Anna zusammensucken. »Ja, aber es ist nicht so einfach. Markus hat geschlafwandelt. Er war nicht bei Bewusstsein, als es passierte.«

Reeves setzte sich neben seine Kollegin, seine Bewegungen bedächtig, kontrolliert. Im Gegensatz zu Chen, deren Aufmerksamkeit zwischen Anna und ihrem Tablet wechselte, fixierte er Anna mit einem ruhigen, durchdringenden Blick.

»Schlafwandeln«, wiederholte er nachdenklich. »Interessant. Hat Ihr Mann eine Geschichte von Parasomnie? Frühere Episoden von Schlafwandeln, Schlafstörungen, ungewöhnlichen Traumerlebnissen?«

Die präzise Fachterminologie überraschte Anna. Parasomnie war kein Begriff, den Laien üblicherweise verwendeten. »Nein, nie zuvor. Es begann erst kürzlich, nach seinem... nach einem traumatischen Erlebnis.«

»Seinem Selbstmordversuch«, sagte Chen, ohne von ihrem Tablet aufzublicken. »30. März dieses Jahres. Überdosis Zolpidem. Sie fanden ihn und riefen den Notarzt. Er wurde im Marienkrankenhaus behandelt und nach sechs Tagen entlassen.«

Anna erstarrte. Woher wussten sie das? Die medizinischen Unterlagen waren vertraulich, und sie hatte in ihrer Aussage gegenüber der Polizei nichts von Markus' Selbstmordversuch erwähnt.

Reeves bemerkte ihre Reaktion und wechselte einen kurzen Blick mit Chen. Dann lehnte er sich vor, seine Stimme wurde weicher, einfühlbarer. »Dr. Meier, wir sind nicht hier, um Ihren Mann zu verhaften oder zu verurteilen. Wir sind an etwas anderem interessiert – an den Träumen, die er in den letzten Tagen hatte.«

Anna spürte, wie ihr Herz schneller schlug. Die Träume. Natürlich ging es um die Träume. Markus hatte recht gehabt.

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen«, sagte sie, obwohl sie wusste, dass ihre Körpersprache sie verriet.

Chen tippte erneut auf ihrem Tablet. »Ihr Mann hat in den letzten zwei Tagen mehrere Suchanfragen zu bestimmten Themen gestellt: »Reale Träume«, »Russisch im Traum sprechen ohne Kenntnisse«, »Leben anderer Menschen träumen.« Sie blickte auf. »Bemerkenswert spezifische Suchanfragen, finden Sie nicht?«

Anna schwieg. Die berufliche Schweigepflicht war tief in ihr verankert, und obwohl Markus nicht ihr Patient war, fühlte sie den instinktiven Drang, ihn zu schützen.

Reeves schien ihren inneren Konflikt zu spüren. Seine Stimme wurde noch sanfter. »Dr. Meier, ich verstehe Ihre Zurückhaltung. Aber hier geht es um mehr als um Markus.« Er fixierte sie, als könnte er ihre Gedanken lesen. »Ihr Mann hat in den letzten Nächten von einem jungen Russen namens Dmitri Ivanov geträumt. Und heute Nacht, in dem Moment, als er den Agenten in Ihrem Flur erschoss, ist in Moskau etwas sehr Ähnliches passiert. Das ist kein Zufall, Dr. Meier.«

Anna konnte nicht verhindern, dass ihr Gesicht ihre Erschütterung zeigte. Es war, als würde Reeves ihre tiefsten Ängste aussprechen, die Gedanken, die sie nicht einmal sich selbst eingestehen wollte: dass Markus vielleicht nicht wahnhaft war, dass seine Träume tatsächlich eine Realität widerspiegeln, die jenseits ihres wissenschaftlichen Verständnisses lag.

Chen, offensichtlich ungeduldig mit Reeves' behutsamer Herangehensweise, schaltete sich wieder ein. »Wir brauchen Informationen, Dr. Meier. Alles, was Ihr Mann Ihnen über seine Träume erzählt hat. Jedes Detail über diesen Dmitri. Und wir müssen wissen, wohin Markus gegangen ist.«

»Ich weiß nicht, wohin er gegangen ist«, sagte Anna, und das war nicht einmal eine Lüge – sie wusste tatsächlich nicht genau, wo Markus sich jetzt befand. »Er hat mir nur gesagt, dass er Antworten suchen würde. Dass er verstehen müsste, was mit ihm geschieht.«

»Hat er einen Namen erwähnt?«, fragte Reeves. »Jemanden, der

ihm helfen könnte? Vielleicht einen Klaus Neumann?»

Anna spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Der Name sagte ihr nichts, aber die Art, wie Reeves ihn aussprach, ließ keinen Zweifel daran, dass es wichtig war.

»Nein«, sagte sie. »Er hat mit niemandem außer mir über seine Träume gesprochen.«

Reeves lehnte sich zurück, ohne den Fokus von ihr zu nehmen. »Dr. Meier«, sagte er, »wir glauben, dass Ihr Mann in Gefahr ist. Klaus Neumann ist kein Freund. Er ist ein ehemaliger Häftling mit einer Vorgeschichte von manipulativem und gewalttätigem Verhalten. Seine Verbrechen... nun, lassen Sie es mich so sagen: Er hat keinerlei moralische Skrupel, wenn es um die Verfolgung seiner Ziele geht.«

Chen nickte. »Neumann nutzt seine außergewöhnlichen IT-Fähigkeiten, um im Internet nach bestimmten Mustern zu suchen. Er hat ein besonderes Interesse an Phänomenen wie der Traumverbindung Ihres Mannes. Wir haben Grund zu der Annahme, dass er mit mehreren Geheimdiensten in Kontakt steht.«

Anna versuchte, den Schock zu verbergen, den diese Informationen auslösten. Wenn diese Agenten die Wahrheit sagten, wenn Markus tatsächlich in den Händen eines gefährlichen Manipulators war... Sie schluckte schwer, versuchte, ihre Gedanken zu ordnen.

»Ich weiß wirklich nicht, wo er ist«, wiederholte sie mit fester Stimme. »Und ich habe keine Ahnung, wie ich ihn erreichen könnte.«

Reeves starrte sie lange an, suchte in ihrem Gesicht nach Anzeichen einer Lüge. »Wir werden ihn finden müssen, Dr. Meier. Zu seinem eigenen Schutz.«

Chen tippte etwas in ihr Tablet. »Wir haben bereits alle Verkehrskameras und Mautdaten der letzten Stunden angefordert«, sagte sie sachlich. »Sein Wagen dürfte nicht schwer zu finden sein.«

»Dr. Meier«, Reeves' Stimme wurde noch eindringlicher, »ich weiß, dass Sie Ihren Mann schützen wollen. Aber bitte verstehen Sie unsere Position. Diese Verbindung hat direkten Einfluss auf die na-

tionale Sicherheit – in beide Richtungen.«

Anna fühlte sich plötzlich erschöpft, überwältigt von der Komplexität der Situation. Als Psychologin war sie darauf trainiert, Menschen in Krisen zu helfen, ihre Probleme zu verstehen und Lösungen zu finden. Aber hier fühlte sie sich hilflos, gefangen zwischen ihrer Loyalität zu Markus und der erschreckenden Möglichkeit, dass die Agenten die Wahrheit sagten – dass er tatsächlich in Gefahr war.

»Wenn ich etwas erfahre, werde ich Sie kontaktieren«, sagte sie schließlich.

Reeves nickte. Er griff in seine Tasche und zog eine schlichte weiße Visitenkarte heraus, auf der nur eine Telefonnummer stand. »Tag und Nacht erreichbar«, sagte er. »Wenn Sie von Markus hören oder wenn Ihnen irgendetwas über seine Träume oder diesen Klaus Neumann einfällt – rufen Sie an. Sofort.«

Die beiden Agenten standen auf. Chen packte ihr Tablet ein und ging bereits in Richtung Tür, aber Reeves zögerte. Er sah Anna noch einmal an, und für einen Moment schien etwas in seiner Miene – eine Art von Verständnis, vielleicht sogar Mitgefühl.

»Eine letzte Frage, Dr. Meier.« Er hielt inne. »Glauben Sie an die Träume Ihres Mannes? Glauben Sie, dass er tatsächlich das Leben eines anderen Menschen erlebt?«

Anna öffnete den Mund, wollte automatisch verneinen – als Wissenschaftlerin, als Psychologin, die an rationale Erklärungen glaubte. Aber dann dachte sie an Markus' verzweifeltes Gesicht, an die Überzeugung in seiner Stimme, an das russische Wort, das er im Schlaf gemurmelt hatte, an die erschreckende Präzision, mit der er im Schlaf die Waffe gehandhabt hatte.

»Ich weiß es nicht«, sagte sie ehrlich. »Aber ich fange an zu glauben, dass es Dinge gibt, die meine Ausbildung nicht erklären kann.«

Reeves nickte, als hätte er genau diese Antwort erwartet. »Passen Sie auf sich auf, Dr. Meier. Wenn Sie möchten, können wir einen Agenten abstellen, der in der Nähe bleibt – zu Ihrem Schutz.«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte Anna. Die Vorstellung, dass ein Geheimagent ihr Haus bewachen würde, während sie verzweifelt

versuchte, einen Sinn in dem Chaos zu finden, war mehr, als sie ertragen konnte.

Als die Tür hinter den Agenten ins Schloss fiel, sank Anna auf das Sofa zurück. Die Stille des Hauses legte sich schwer um sie, nur unterbrochen vom leisen Ticken der Wanduhr. Ihr Blick fiel auf den Blutfleck im Flur, der im Dämmerlicht fast schwarz wirkte.

Sie zog ihr Handy hervor und starrte auf den Bildschirm. Ihre Finger schwebten über der Tastatur, unschlüssig. Was würde sie Markus sagen, wenn sie könnte? Dass sie ihm glaubte? Dass sie ihn für verrückt hielt? Dass die CIA nach ihm suchte?

Mit einem tiefen Seufzen legte sie das Telefon beiseite. Ihr Blick wanderte zu ihrem Bücherregal – gefüllt mit Fachbüchern über Psychologie, Traumabehandlung, kognitive Verhaltenstherapie. Bücher, die ihr bisher Antworten auf alle menschlichen Probleme geliefert hatten. Aber keines dieser Bücher hatte ein Kapitel über Traumpaare, über übernatürliche Verbindungen zwischen Menschen, über einen Mann, der im Schlaf die Handlungen eines anderen nachahmte.

Vielleicht, dachte Anna, während die ersten Tränen über ihre Wangen liefen, *vielleicht war es an der Zeit, neue Antworten zu suchen. Wenn Markus das konnte, konnte sie es auch.*

5

Klaus Neumann stand vor der Tür mit der Nummer 318 und betrachtete einen Moment lang sein eigenes verzerrtes Spiegelbild im metallenen Türschild. Er war ein unauffälliger Mann, klein gewachsen, vielleicht ein Meter achtundsechzig, mit schütterem Haaransatz und einem blassen Teint, der von Schlafmangel zeugte. Billige, leicht vernachlässigte Kleidung unterstrich, dass er wenig Wert auf sein Äußeres legte. Doch die Brille mit den großen Gläsern und dem dünnen, goldenen Rand konnte die stechende Intelligenz in seinen Augen nicht verbergen – einen berechnenden Verstand, der ständig

analysierte. Er sah müde aus – die letzten achtundvierzig Stunden hatten ihm kaum Schlaf gegönnt. Aber dafür würde noch Zeit sein. Jetzt galt es, konzentriert zu bleiben.

Er klopfte leise, kontrolliert. »Herr Meier? Ich bin's, Klaus Neumann.«

Für einen Moment herrschte Stille. Klaus konnte förmlich die Unsicherheit des Mannes auf der anderen Seite der Tür spüren. Die zögernden Schritte, die kurze Pause. Der Mann wog seine Optionen ab. Gut so – ein gewisses Maß an Paranoia war in seiner Situation durchaus angebracht.

Als die Tür sich öffnete, scannte Klaus in Sekundenbruchteilen den Mann vor sich. Markus Meier sah anders aus als auf den Fotos in seiner Personalakte. Hagerer, mit tiefen Ringen unter den Augen und einem unsteten Blick, der von Klaus' Gesicht zu seinen Händen und zurück wanderte. Die Flucht, die Angst und die Verwirrung hatten deutliche Spuren hinterlassen.

»Darf ich hereinkommen?«, fragte Klaus mit ruhiger Stimme. Er hielt absichtlich Abstand, machte sich kleiner, als er war, und vermied jede hektische Bewegung. Wie bei einem verschreckten Tier galt es, Vertrauen zu schaffen.

Markus trat schweigend zur Seite. Das Hotelzimmer war spartanisch eingerichtet – ein Doppelbett, ein kleiner Schreibtisch, ein Sessel am Fenster.

Nachdem Markus die Tür geschlossen hatte, deutete Klaus auf den Sessel. »Setzen Sie sich, bitte. Sie sehen erschöpft aus.«

Markus folgte der Aufforderung nicht. Er blieb an der Wand stehen, die Arme verschränkt. »Sie wissen, was passiert ist?«

Klaus nickte langsam. »Der BND-Agent. Ja, ich weiß davon.« Er setzte sich selbst auf die Kante des Bettes, ließ die Hände offen auf seinen Knien ruhen – eine bewusst unterwürfige, ungefährliche Haltung. »Sie haben ihn nicht getötet, Herr Meier. Nicht wirklich. Sie waren das Werkzeug, nicht der Täter.«

Ein kurzes, bitteres Lachen entfuhr Markus. »Erzählen Sie das dem Toten.«

Klaus betrachtete ihn einen Moment lang. Hinter den Schuldgefühlen und Erschöpfung sah er etwas, das ihm gefiel – Intelligenz. Markus Meier war kein Dummkopf, der blind jeden Strohalm ergreifen würde. Er brauchte Erklärungen. Echte Erklärungen.

»Was wissen Sie über das, was mit Ihnen geschieht?«, fragte Klaus. »Über die Träume.«

Markus' Miene verfinsterte sich. »Woher wissen Sie von den Träumen?«

Klaus lächelte dünn. »Das ist meine Spezialität, Herr Meier. Ich finde Menschen wie Sie. Menschen, die plötzlich beginnen, im Internet nach sehr... spezifischen Dingen zu suchen. »Leben eines anderen träumen«. »Fremde Sprache im Schlaf sprechen«. »Erinnerungen, die nicht meine sind«.« Er zählte die Suchbegriffe an seinen Fingern ab. »Sie sind nicht der Erste mit diesem Phänomen, wissen Sie?«

Etwas veränderte sich in Markus' Haltung. Die Spannung in seinen Schultern löste sich ein wenig, obwohl er wachsam blieb. Er trat vom Fenster weg und ließ sich schließlich doch in den Sessel sinken.

»Was passiert mit mir?«, fragte er leise.

Klaus beugte sich vor, senkte die Stimme, als würde er ein Geheimnis teilen. »Sie sind Teil eines Traumpaars, Herr Meier. Eine sehr seltene, aber gut dokumentierte Erscheinung – zumindest in bestimmten Kreisen.« Er machte eine kurze Pause, um die Information wirken zu lassen. »Zwei Menschen, die zur gleichen Zeit ein Nahtoderlebnis haben, können manchmal eine... nennen wir es eine übernatürliche Verbindung entwickeln. Sie träumen das Leben des anderen. Erleben seine Gedanken, Gefühle, Erinnerungen. Sprechen seine Sprache im Schlaf.«

Markus' Hände krallten sich in die Armlehnen des Sessels. »Dmitri«, flüsterte er. »Der junge Mann in meinen Träumen heißt Dmitri.«

Klaus nickte anerkennend. »Dmitri Ivanov, zweiundzwanzig Jahre alt, Student der Wirtschaftswissenschaften in Moskau. Sein Vater ist Mikhail Ivanov, ein einflussreicher Geschäftsmann mit engen

Verbindungen zum Kreml. Trinkt jeden Morgen seinen Espresso im gleichen Café an der Twerskaja, immer am Fensterplatz. Sein Geliebter – Sasha Petrow, einundzwanzig, Musikstudent – taucht in den überwachten Aufnahmen immer wieder auf, immer in seiner Nähe, immer mit demselben verhaltenen Ausdruck.« Er zog ein kleines Tablet aus seiner Jackentasche, entsperrte es und reichte es Markus. »Hier, sehen Sie selbst.«

Auf dem Bildschirm war ein Foto eines jungen Mannes mit dunklen Haaren und intensiven blauen Augen zu sehen. Er trug einen teuren Anzug und stand vor einem modernen Glasgebäude. Markus starrte auf das Bild, als würde er einen Geist sehen.

»Das ist er«, sagte er tonlos. »Aber... wie ist das möglich? Wie kann ich das Leben eines fremden Menschen in Russland träumen?«

Klaus nahm das Tablet zurück und legte es beiseite. »Am 30. März dieses Jahres haben Sie versucht, sich das Leben zu nehmen. Überdosis Zolpidem. Ihre Frau fand Sie rechtzeitig, Sie wurden ins Krankenhaus gebracht, Ihr Herz setzte für etwa zwei Minuten aus.« Er sprach die Fakten kühl und sachlich aus, beobachtete dabei genau Markus' Reaktion. »Am selben Tag, zur selben Stunde, kollabierte Dmitri Ivanov auf einer Party in Moskau nach einer Überdosis. Seine Freunde retteten ihn mit einer Adrenalininjektion direkt ins Herz, aber auch sein Herz setzte aus – für exakt die gleiche Zeitspanne.«

Markus rieb sich über die Augen, als könnte er so die Informationsflut verarbeiten. Dann hielt er plötzlich inne. »Ich... ich glaube, ich habe ihn gesehen.« Seine Stimme stockte. »In diesen Momenten zwischen Leben und Tod. Ein junger Mann mit dunklen Haaren und intensiven blauen Augen. Damals dachte ich, es wäre eine Halluzination, aber...«

Klaus' Augenbrauen hoben sich leicht. Dies war ein interessantes Detail, das er in seine Sammlung aufnehmen musste. »Das ist außergewöhnlich, Herr Meier. Die meisten Traumpaare berichten von solchen Visionen. Die Verbindung entsteht genau in diesem Moment – wenn beide Seelen für einen Augenblick zwischen den Welten schweben.«

Markus nickte. »Sie meinen also, wir wurden verbunden, während wir beide... fast tot waren?«

»Genau das. Die Wissenschaft hat keine Erklärung dafür, aber das Phänomen wurde mehrfach dokumentiert. Die Geheimdienste weltweit haben Akten über solche Fälle – streng geheim natürlich.«

»Die Geheimdienste?« Markus fuhr hoch. »Der Mann, den ich... der in meinem Haus war...«

Klaus nickte grimmig. »Ein BND-Agent. Sie wurden überwacht, Herr Meier. Seit Ihrem Krankenhausaufenthalt. Die plötzlichen Kenntnisse der russischen Sprache, die Online-Suchen – das hat Aufmerksamkeit erregt.«

Er stand auf und ging zum Fenster, schob den Vorhang ein Stück beiseite und blickte hinaus auf den Parkplatz des Hotels. Es war ein berechneter Moment der Stille, der Markus Zeit gab, die Informationen zu verarbeiten.

»Was ist mit dem Schlafwandeln?«, fragte Markus schließlich. »Ich habe noch nie in meinem Leben schlafgewandelt. Und dann plötzlich... stehe ich da mit einer Waffe in der Hand und ein Mann liegt tot vor mir.«

Der Traum, den er in jener Nacht gehabt hatte, war kristallklar in seinem Gedächtnis. Die Treppe, die Männer seines Vaters, Sashas leblose Augen, das Blut – und dann dieser unermessliche Schmerz, der ihn zerrissen hatte. Doch irgendetwas hielt ihn zurück, dieses Detail preiszugeben. Ein Instinkt, der ihm sagte, dass nicht alle Karten auf den Tisch gehörten. Noch nicht.

Klaus drehte sich zu ihm um, sein Gesicht nun im Halbschatten. »Das ist einer der gefährlicheren Aspekte der Traumverbindung. Unter bestimmten Umständen – extremer Stress, intensive Emotionen – kann ein Partner beginnen, die Handlungen des anderen nicht nur zu träumen, sondern tatsächlich physisch nachzuahmen.«

Markus schluckte. Extremer Stress. Intensive Emotionen. Ja, er hatte genau gewusst, was Dmitri in diesem Moment gefühlt hatte. Diese blinde Wut, diese Verzweiflung, als er den Abzug drückte. Der Schmerz, der jede rationale Überlegung zertrümmert hatte.

»Sie meinen, Dmitri hat jemanden erschossen?«, fragte er, bemüht, seine Stimme ruhig zu halten. Unwissenheit vorzutäuschen, obwohl er genau wusste, was passiert war.

»Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen«, antwortete Klaus vorsichtig. »Aber es ist eine Möglichkeit. Der junge Herr Ivanov bewegt sich in gefährlichen Kreisen. Sein Vater hat viele Feinde.«

Markus holte tief Luft. Er musste etwas preisgeben, um nicht verdächtig zu wirken, aber nicht zu viel. »In meinen Träumen wirkt Dmitri nicht wie jemand, der einfach so Menschen erschießt. Er scheint... bedrängt, in Gefahr. Besonders wegen der Beziehung zu seinem Freund Sasha.«

Der Name kam ihm schwer über die Lippen. Das Bild von Sashas leblosem Körper, von dem Blut, das sich unter seinem Kopf ausbreitete, brannte in seinem Bewusstsein. Doch er zwang sich, Klaus' Blick standzuhalten, hoffte, dass dieser nicht in seinen Augen lesen konnte, wie viel er tatsächlich wusste.

Klaus nickte bedächtig, innerlich erfreut über dieses weitere Detail. Es passte zu seinen Recherchen. »Die Traumverbindung kann manchmal... selektiv sein, Herr Meier. Sie zeigt oft die emotionalsten Momente, aber nicht unbedingt alle Facetten einer Person.«

Markus stand auf und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. Seine Bewegungen waren unruhig, getrieben. »Warum helfen Sie mir? Wer sind Sie überhaupt? Sie wissen so viel über diese... Traum-paare, über Dmitri, über mich. Sie wissen von Geheimdiensten. Woher?«

Klaus setzte sich wieder auf das Bett und faltete die Hände in seinem Schoß. Er verfolgte Markus' rastlose Bewegungen.

»Ich war Analyst beim BND, Abteilung für unkonventionelle Phänomene. Vor meiner... Verurteilung.« Er ließ die Worte hängen, beobachtete, wie Markus innehielt. »Ja, ich war im Gefängnis, Herr Meier. Ich mache daraus kein Geheimnis. Cyberkriminalität, wenn Sie es genau wissen wollen. Ich habe Dinge gesehen, die ich nicht hätte sehen sollen, und ich hatte nicht die Weisheit, zu schweigen.«

»Nach meiner Entlassung habe ich mir ein neues Hobby zugelegt

– ich überwache bestimmte Suchmuster im Internet. Suchen, die auf Traumpaare hindeuten könnten. Ich habe... persönliche Gründe, mich für das Phänomen zu interessieren.«

Markus blieb stehen und starrte ihn an. »Sie sammeln Informationen über Menschen wie mich? Wozu?«

Klaus lächelte dünn. »Nennen Sie es Forschungsdrang. Oder den Versuch, etwas wiedergutzumachen. Ich habe während meiner Zeit beim BND gesehen, wie diese Menschen ausgenutzt wurden – als Spione, als unbewusste Informanten. Ich will das verhindern.«

Er stand auf und trat zu Markus, hielt aber respektvollen Abstand. »Die Geheimdienste weltweit sind hinter diesen Traumpaaren her, Herr Meier. Stellen Sie sich vor, was es bedeutet, wenn ein Agent die Gedanken und Erlebnisse eines russischen Oligarchen-Sohnes erfahren könnte. Oder wenn ein FSB-Mann die Gedanken eines NATO-Beraters lesen könnte. Es ist der ultimative Hack – direkt ins Gehirn des Gegners.«

Markus sank zurück in den Sessel, sein Gesicht bleich. »Und was mache ich jetzt? Ich kann nicht zurück. Ich habe einen Menschen getötet. Meine Frau denkt, ich bin verrückt geworden.«

Klaus setzte sich auf die Bettkante, direkt gegenüber von Markus. Jetzt kam der entscheidende Teil – ihn zur Zusammenarbeit zu bewegen.

»Wir müssen Kontakt zu Dmitri aufnehmen.« Er beugte sich noch weiter vor. »Er erlebt die gleiche Verwirrung wie Sie, nur dass er vermutlich noch keine Ahnung hat, wer Sie sind oder was mit ihm geschieht. Gemeinsam können Sie beide lernen, die Verbindung zu kontrollieren.«

»Und wie soll ich Kontakt zu einem russischen Studenten aufnehmen, den ich nie getroffen habe?«

Klaus lächelte – ein echtes Lächeln diesmal, das sein ganzes Gesicht erhellte. »Dafür bin ich hier, Herr Meier. Ich habe meine Methoden und Kontakte. Und ich habe einen Plan.«

Er öffnete seine Tasche und holte einen Laptop hervor. »Aber zuerst müssen Sie mir alles erzählen, was Sie in Ihren Träumen ge-

sehen haben. Jedes Detail, jede Person, jeden Ort. Je mehr wir über Dmitris Leben wissen, desto besser können wir ihm helfen – und Ihnen.«

Markus zögerte, dann nickte er. Etwas von der Anspannung wich aus seinem Körper, ersetzt durch ein neues Gefühl, das Klaus sofort erkannte – Hoffnung. Hoffnung war gut. Hoffnung machte die Menschen gefügig.

»Ich hatte mehrere Träume«, begann Markus langsam. »Sie werden jede Nacht intensiver. Ich sehe sein Apartment, seinen besten Freund Sasha, die Universität...«

Klaus öffnete ein Textdokument auf seinem Laptop und begann zu tippen, während Markus sprach. Seine Finger bewegten sich schnell und präzise über die Tastatur, erfassten jedes Detail. Aber hinter seiner konzentrierten Miene arbeitete sein Verstand bereits an den nächsten Schritten.

Wenn alles nach Plan lief, würde er bald nicht nur Markus Meier, sondern auch Dmitri Ivanov in seinem kleinen Hotel haben. Zwei Traumpartner, für deren Fähigkeiten gewisse Leute bereit waren, sehr gut zu bezahlen.

Für den Moment jedoch nickte er nur verständnisvoll und stellte die richtigen Fragen. Vertrauen aufbauen. Das war jetzt das Wichtigste.

6

»Also, dieser Traum vor einigen Stunden, als ich...«, begann Markus zögernd. »Es war intensiver als alle anderen zuvor. Fast wie... als wäre ich tatsächlich dort.«

Klaus nickte ermutigend, die Finger über der Tastatur positioniert. »Fahren Sie fort, Herr Meier. Jedes Detail könnte wichtig sein.«

Markus atmete tief durch. Er hatte beschlossen, einen Teil der Wahrheit preiszugeben – nicht alles, aber genug, um vielleicht einen Unterschied zu machen. »Dmitri und Sasha waren in einer Woh-

nung. Nicht Dmitris eigene, sondern... ich glaube, sie versteckten sich bei einem Verwandten von Sasha.«

Klaus tippte, ohne auf den Bildschirm zu sehen.

»Dann klingelte Dmitris Telefon. Es waren Sicherheitsleute seines Vaters. Sie sagten, sie würden unten warten, in einem schwarzen Wagen. Sie verlangten, dass nicht nur Dmitri, sondern auch Sasha mitkommen sollte.« Markus hielt inne, sein Atem beschleunigte sich. »Dmitri spürte sofort, dass etwas nicht stimmte. Sein Vater hatte Sasha nie zuvor erwähnt, ihn nie... anerkannt.«

Etwas veränderte sich in Klaus' Haltung – eine fast unmerkliche Anspannung, ein plötzliches Fokussieren.

»Sie gingen trotzdem runter?«, fragte er, seine Stimme nun schärfer.

Markus nickte. »Ja, aber Dmitri warnte Sasha. Er sagte ihm, er solle weglaufen, wenn Dmitri es ihm sagen würde.« Seine Stimme wurde leiser. »Im Treppenhaus... die Männer zogen ihre Waffen. Es gab einen Kampf. Dmitri konnte einem die Waffe abnehmen, aber der andere... er zielte auf Sasha und...«

Klaus sprang auf, der Laptop fiel beinahe von seinen Knien. »Der andere erschoss Sasha?«

Die Worte hingen wie ein Echo im Raum. Markus nickte stumm.

»Wann?«, fragte Klaus, seine Stimme plötzlich drängend. »Wann genau war das in Ihrem Traum?«

»Ich... ich weiß nicht genau. Aber es war früh am Morgen. Die Straßenlaternen gingen gerade aus, die ersten Sonnenstrahlen kamen durch.«

Klaus warf einen Blick auf seine Uhr – es war kurz nach drei Uhr morgens. Sie hatten die ganze Nacht gesprochen, Klaus hatte jedes Detail von Markus' Träumen notiert. Jetzt starrte er durch das dunkle Fenster. »In Moskau wird es bald hell werden.«

Ohne weitere Erklärung kramte Klaus hektisch in seiner Tasche und zog ein zweites Handy hervor. Seine Bewegungen waren plötzlich präzise, fast mechanisch. Er tippte eine Nummer ein und setzte das Telefon ans Ohr. Sein Gesicht war angespannt.

Markus beobachtete ihn verwirrt. Als Lehrer hatte er gelernt, die feinsten Nuancen in Gesichtsausdrücken zu lesen, und was er jetzt sah, war nicht nur Dringlichkeit – es war Eile. Als ob jede Sekunde zählte. Aber warum? Seine Träume hatten bisher immer nur gezeigt, was bereits geschehen war...

Klaus hob die Hand, signalisierte Stille, als das Freizeichen erklang.

»Не говорите«, sagte er plötzlich auf Russisch. »Я знаю, кто вы. Меня зовут Клаус Нойманн. Дмитрий Иванов?«

Eine lange Pause folgte. Markus' Herz setzte einen Schlag aus. Dmitri Ivanov? Der Name aus seinen Träumen? Klaus sprach tatsächlich mit ihm? Jetzt, in diesem Moment?

»Ja, ich spreche Deutsch«, wechselte Klaus die Sprache. »Ich weiß, dass Sie mich nicht kennen, aber Sie müssen mir zuhören. Sie und Ihr Freund Sasha sind in Lebensgefahr.«

Eine weitere Pause, nun länger. Klaus' Knöchel wurden weiß, als er das Telefon fester umklammerte.

»Woher ich das weiß?« Klaus warf einen kurzen Blick zu Markus. »Ich kenne den Mann, von dem Sie träumen. Den deutschen Lehrer. Seinen Namen, seine Geschichte – alles.«

Er begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. »Nein, das ist keine Falle. Hören Sie mir zu. Ich weiß, dass Sie in der Wohnung von Sashas Cousin sind. Ich weiß, dass Sie recherchiert haben – über Traumdeutung, über simultane Nahtoderlebnisse, über einen deutschen Lehrer namens Markus Meier.«

Markus zuckte zusammen, als er seinen Namen hörte. Klaus war jetzt völlig auf das Gespräch konzentriert, seine Stimme dringlicher.

»In etwa einer Stunde wird Ihr Telefon klingeln. Männer Ihres Vaters werden sagen, sie warten in einem schwarzen Wagen vor dem Haus. Sie werden verlangen, dass Sie und Sasha herunterkommen. Sie werden sagen, Ihr Vater will die Situation ein für alle Mal klären.« Klaus' Stimme wurde härter. »Das ist eine Lüge. Sie werden Sasha töten und Sie entführen.«

Die Antwort am anderen Ende der Leitung schien heftig zu sein.

Klaus hielt das Telefon kurz vom Ohr weg, bevor er fortfuhr.

»Ja, meine Quellen sind zuverlässig. Glauben Sie mir oder nicht – aber können Sie es riskieren?« Eine Pause. »Dmitri Mikhailowitsch, ich biete Ihnen meine Hilfe an. Ich kann Sie beide außer Landes bringen. Nach Deutschland. Ich habe Kontakte, Ressourcen, Erfahrung. Sie haben nichts zu verlieren, wenn Sie mir zuhören.«

Eine weitere lange Pause folgte. Markus beobachtete, wie Klaus' angespannte Haltung sich leicht entspannte.

»Gut, das ist vernünftig. Hören Sie jetzt genau zu. Sie haben nicht viel Zeit. Packen Sie nur das Nötigste ein – Geld, Identitätsdokumente, nichts, was elektronisch verfolgt werden kann. Alle Handys zurücklassen außer diesem.« Er diktierte eine Reihe von Anweisungen, Straßennamen, Zeiten.

»Es wird ein Mann an der Ecke Twerskaja und Kamergereskij warten. Graue Jacke, blaue Kappe. Das Passwort ist ›Haben Sie noch Karten für den Schwanensee?‹. Er wird antworten ›Nur Stehplätze‹. Er wird Sie zu einem privaten Flugplatz bringen.«

Klaus blickte auf seine Uhr. »Sie haben zwanzig Minuten. Nicht länger. Gehen Sie jetzt sofort los. Ich werde in zwei Stunden wieder anrufen. Diese Nummer funktioniert auch außerhalb Russlands.«

Er hörte kurz zu, dann fügte er hinzu: »Dmitri... wenn Sie überleben wollen – wenn Sasha überleben soll – dann vertrauen Sie mir. Ihr Vater weiß alles über Sie beide. Er will es nicht akzeptieren. Er wird nie aufhören, Sie zu jagen – es sei denn, wir bringen Sie in Sicherheit.«

Eine letzte kurze Pause. Klaus' Ausdruck entspannte sich weiter. »Gut. Gehen Sie jetzt. Sofort.«

Er legte auf und wandte sich zu Markus um, dessen Mund sich öffnete, ohne dass ein Wort kam.

»War das... war das tatsächlich Dmitri?«, fragte Markus mit unsicherer Stimme. »Jetzt, in diesem Moment?«

Klaus nickte knapp, während er bereits weitere Nummern in sein Telefon tippte.

»Und Sasha... er lebt noch?« Markus' Stimme brach. »Das, was ich

geträumt habe... es ist noch nicht passiert?«

»Noch nicht«, antwortete Klaus, sein Blick undurchdringlich.
»Aber es wird, wenn wir nicht eingreifen.«

Markus lehnte sich zurück, seine Gedanken wirbelten durcheinander. Seine Träume hatten ihm bisher immer nur Einblicke in Dmitris gegenwärtiges Leben gegeben – echte Ereignisse, aber solche, die bereits geschehen waren. Die Vorstellung, dass er etwas sehen könnte, bevor es überhaupt eintrat...

»Ich verstehe das nicht.« Markus schüttelte den Kopf. »Wie kann ich etwas träumen, das noch gar nicht passiert ist?«

Klaus' Finger hielten über dem Telefon inne. »Das, Herr Meier, ist die Millionen-Dollar-Frage. Eine Frage, für die sich verschiedene... Interessengruppen sehr interessieren würden.«

»Und Sie wussten das? Sie wussten, dass meine Träume nicht nur die Gegenwart zeigen, sondern auch...«

»Die Zukunft?« Klaus zuckte mit den Schultern. »Es war eine Vermutung. Eine Theorie. Sie haben sie gerade bestätigt.«

Markus schüttelte ungläubig den Kopf. »Aber wie soll das möglich sein? Das widerspricht allem, was wir über Kausalität wissen, über die Natur der Zeit, über –«

»Herr Meier«, unterbrach Klaus ihn sanft, aber bestimmt. »Ich verstehe Ihre Verwirrung. Aber für physikalische und philosophische Diskussionen ist jetzt keine Zeit. Menschen sind in Lebensgefahr.«

Markus öffnete den Mund, um zu widersprechen, schloss ihn dann aber wieder. Klaus hatte recht. Wenn das, was er geträumt hatte, tatsächlich geschehen würde – wenn Sasha tatsächlich sterben würde...

»Werden wir es verhindern können?«, fragte er leise.

Klaus' Gesicht war schwer zu lesen, aber für einen kurzen Moment glaubte Markus, einen Hauch von Mitgefühl zu sehen. »Das werden wir sehen.«

Klaus' Telefon klingelte. Er nahm ab und sprach gedämpft, in einer Sprache, die Markus nicht verstand. Sein Blick durch das Fenster

in die dunkle Nacht verriet nichts von seinen Gedanken. Für einen kurzen Moment sah Markus in ihm nicht mehr den hilfsbereiten Forscher, sondern etwas anderes – einen Mann, der an Schalthebeln der Macht saß, die Markus nicht einmal erahnen konnte.

Etwas sagte ihm, dass er gerade erst an der Oberfläche eines Mysteriums kratzte, das tiefer und gefährlicher war, als er sich je hätte vorstellen können.

7

Eine seltsame Stille breitete sich im Hotelzimmer aus, nachdem Klaus sein zweites Telefonat beendet hatte. Markus saß tief in seinen Sessel gesunken, die Augen auf einen unsichtbaren Punkt an der Wand gerichtet. Etwas Merkwürdiges geschah in seinem Kopf – ein Gefühl, das er als Lehrer kaum in Worte fassen konnte.

»Ich kann mich nicht mehr richtig erinnern«, sagte er plötzlich.

Klaus, der gerade sein Telefon wegsteckte, wandte sich ihm zu. »Wie bitte?«

»Der Traum.« Markus rieb sich die Stirn, als könnte er dadurch die verblassenden Bilder festhalten. »Die Details... sie verschwinden. Als würde jemand ein Foto löschen.«

Klaus' Blick schärfte sich. Er setzte sich langsam auf die Bettkante, seine volle Aufmerksamkeit nun auf Markus gerichtet. »An was genau können Sie sich nicht mehr erinnern?«

»Sasha«, sagte Markus und schloss die Augen, um sich zu konzentrieren. »Ich weiß noch, dass er erschossen wurde, aber...« Er öffnete die Augen wieder, Verwirrung im Blick. »Die Einzelheiten verschwimmen. Die Emotionen verblassen. Es ist, als würde ich mich an einen gewöhnlichen Traum erinnern, nicht an etwas, das ich...« Er stockte. »...das ich tatsächlich miterlebt habe.«

Klaus lehnte sich vor, sichtlich fasziniert. »Interessant«, murmelte er. »Sehr interessant.«

»Was passiert hier?«, fragte Markus, eine Spur von Panik in sei-

ner Stimme.

»Eine Vermutung«, sagte Klaus langsam. »Aber zuerst eine Frage: Haben Sie jemals bemerkt, dass Ihre anderen Träume über Dmitri verblasst sind? Die Träume, die eindeutig Dinge zeigten, die bereits geschehen waren?«

Markus dachte nach, dann schüttelte er den Kopf. »Nein. Die sind kristallklar. Wie eigene Erinnerungen, nicht wie Träume.«

Klaus nickte, als hätte Markus etwas Wichtiges bestätigt. Er stand auf und begann, im Raum auf und ab zu gehen, die Hände hinter dem Rücken verschränkt.

»Herr Meier, ich glaube, wir haben gerade etwas sehr Bedeutsames entdeckt. Etwas, das ich bisher nur vermutet habe.« Er blieb stehen und sah Markus direkt an. »Sie haben nicht von Dmitris Gegenwart geträumt. Sie haben von seiner Zukunft geträumt.«

Die Worte hingen schwer im Raum.

»Und indem wir eingegriffen haben«, fuhr Klaus fort, »haben wir diese Zukunft verändert.«

Markus starrte ihn an. »Das klingt vollkommen verrückt.«

»Und doch erleben Sie es gerade.« Klaus setzte sich wieder. »Denken Sie nach: Wenn Ihre Erinnerung an etwas verblasst, das definitiv passiert ist – wie Ihre erste Begegnung mit Ihrer Frau oder Ihr erster Schultag als Lehrer – dann würde das bedeuten, dass Sie an einer Form von Amnesie leiden. Aber wenn die Erinnerung an etwas verblasst, das nie passiert ist...« Er ließ den Satz unvollendet.

»Aber es ist passiert«, protestierte Markus. »Ich habe gesehen, wie Sasha erschossen wurde.«

»Nein«, korrigierte Klaus. »Sie haben gesehen, wie Sasha in einer Zeitlinie erschossen wurde, die wir gerade verhindert haben.«

Markus erhob sich abrupt und ging zum Fenster. Der Himmel über der Stadt begann sich langsam aufzuhellen, die ersten Vögel zwitscherten bereits.

»Das ist unmöglich«, flüsterte er. »Ich kann nicht... die Zukunft sehen.«

»Warum nicht?«, fragte Klaus. »Sie erleben bereits etwas, das

nach allen bekannten wissenschaftlichen Maßstäben unmöglich sein sollte: Sie erleben das Leben eines anderen Menschen in Ihren Träumen.«

Markus presste die Fingerspitzen gegen seine Schläfen. »Aber das würde bedeuten...«

»Es würde bedeuten, dass wir soeben Sasha das Leben gerettet haben«, vervollständigte Klaus seinen Satz. »Und dass die Traumverbindung komplexer ist, als wir bisher angenommen haben.«

Markus drehte sich zu Klaus um. »Aber wenn das stimmt – wenn ich tatsächlich die Zukunft gesehen habe – warum verblasst die Erinnerung jetzt?«

Klaus zuckte mit den Schultern, aber seine Miene verriet, dass er bereits Theorien entwickelte. »Ein Paradoxon«, sagte er schließlich. »Sie haben etwas gesehen, das jetzt nie passieren wird. Das ist ein Widerspruch. Vielleicht ist das Verblassen eine Art... natürlicher Schutzmechanismus. Das Universum beseitigt die Unstimmigkeit.«

»Das Universum«, wiederholte Markus mit einem humorlosen Lachen.

»Haben Sie eine bessere Erklärung?«

Markus wanderte zum Schreibtisch und zurück. »Nein«, gab er schließlich zu. »Aber wie funktioniert das? Warum habe ich manchmal die Gegenwart gesehen und jetzt plötzlich die Zukunft?«

Klaus überlegte einen Moment. »Es könnte mit dem Schlafrhythmus zusammenhängen«, sagte er dann. »Sie sagten, Sie schlafen seit dem Vorfall sehr viel – neun, zehn Stunden? Und Dmitri kaum mehr als vier oder fünf?«

Markus nickte. »Ja, so ungefähr.«

»Und wenn Sie träumen, Herr Meier«, fuhr Klaus fort und beugte sich leicht vor, »erleben Sie dann nur kurze Momente aus Dmitris Tag, oder einen längeren, zusammenhängenden Zeitraum?«

Markus dachte kurz nach. »Eher einen zusammenhängenden Zeitraum. Oft fühlt es sich an, als würde ich seinen ganzen Tag miterleben, von morgens bis abends, komprimiert in meine Schlafenszeit.«

Klaus' Gesicht leuchtete auf. »Das ist es! Das ist die Bestätigung!« Er stand auf, zu aufgeregt, um sitzen zu bleiben. »Sie schlafen vielleicht zehn Stunden, aber erleben Dmitris gesamten Wachttag – der ja sechzehn, siebzehn, achtzehn Stunden dauern kann! Das bedeutet zwangsläufig, dass die Zeit in Ihren Träumen schneller vergehen muss als die Realität, die Sie beobachten.«

Er griff nach seinem Laptop. »Wie viel schneller? Schwer zu sagen. Aber rein spekulativ... vielleicht vergeht für jede Stunde, die Sie schlafen, ungefähr doppelt so viel Zeit in Dmitris wacher Welt? Eine Stunde Schlaf hier, zwei Stunden Erleben dort?« Er öffnete den Laptop. »Und das, Herr Meier, würde erklären, warum Sie, mit Ihrem deutlich längeren Schlaf, in seine Zukunft blicken konnten. Ihr ›Traum-Ich‹ war der Zeit seines wachen Ichs voraus.«

Er tippte hektisch, machte Notizen. Markus beobachtete ihn, gefangen zwischen Skepsis und aufkeimender Überzeugung.

»Das würde bedeuten«, sagte Markus langsam, »dass ich theoretisch kontrollieren könnte, ob ich Dmitris Gegenwart oder Zukunft sehe, indem ich meinen Schlafrhythmus anpasse? Wenn ich mehr schlafe als er, blicke ich weiter in seine Zukunft?«

Klaus nickte enthusiastisch. »Genau. Es wäre eine Frage des relativen Zeitverhältnisses zwischen Ihren Wach- und Schlafphasen.«

Markus fuhr sich mit den Händen durchs Haar. »Und das Verblasen der Erinnerung – es begann genau in dem Moment, als Sie Dmitri anriefen. Als wir begannen, die Zeitlinie zu verändern.«

»Ja«, bestätigte Klaus. »Je mehr Zeit vergeht, desto mehr verändert sich die Zukunft, und desto mehr verblasst Ihre Erinnerung an den ursprünglichen Verlauf.«

Markus setzte sich wieder in den Sessel, seine Beine plötzlich schwach. »Wenn das stimmt, dann... dann haben wir gerade...« Er konnte den Satz nicht beenden.

»Die Realität verändert«, vollendete Klaus für ihn, ein unergründliches Lächeln auf den Lippen. »Oder zumindest eine mögliche Version davon.«

Sie verfielen in Schweigen, jeder in seine eigenen Gedanken ver-

sunken. Nach einer Weile stellte Markus die Frage, die ihn am meisten beunruhigte: »Wissen Sie, was das bedeutet, Herr Neumann? Wenn ich tatsächlich die Zukunft sehen kann?«

Klaus' Lächeln verblasste. »Ja, Herr Meier. Es bedeutet, dass Sie noch wertvoller sind, als ich dachte. Und in noch größerer Gefahr.«

Draußen begann die Sonne über den Horizont zu klettern, ein neuer Tag in einer leicht veränderten Welt.

»Wann werden wir wissen, ob es funktioniert hat?«, fragte Markus leise. »Ob Sasha wirklich gerettet wurde?«

Klaus sah auf seine Uhr. »Wenn alles nach Plan läuft, sollten die beiden in wenigen Stunden im Flugzeug nach Deutschland sitzen.« Er schloss seinen Laptop. »Bis dahin können wir nur warten. Und hoffen, dass wir schnell genug waren.«

Markus blickte aus dem Fenster, zu der aufgehenden Sonne. Der Gedanke an die Macht und Verantwortung, die mit dieser neuen Erkenntnis einhergingen, war überwältigend. Er hatte nicht nur Einblick in Dmitris Leben – er hatte Einblick in eine Zukunft, die er verändern konnte.

»Was passiert, wenn wir weiter eingreifen?«, fragte er. »Wenn wir die Zukunft immer wieder verändern?«

Klaus' Gesicht wurde ernst. »Das, Herr Meier, ist die Frage, die mich nachts wach hält.«

8

Klaus schloss die Hoteltür hinter sich und wechselte in ein zweites Zimmer am Ende des Flurs. Hier hatte er sein wahres Hauptquartier eingerichtet – drei Laptops, mehrere Smartphones und eine Reihe von Hardware-Geräten, deren Zweck ein gewöhnlicher Beobachter kaum erahnen könnte. Er aktivierte ein spezielles VPN und begann zu tippen, während auf den Bildschirmen Dateien, Codeschnipsel und Bilder aufblitzten.

»Nun zu euch beiden«, murmelte er, während er in eine ver-

schlüsselte Datenbank eindrang. Ein schmales Lächeln huschte über sein Gesicht. »Wertvolle Ware muss man schützen.«

Tausende Kilometer entfernt hasteten Dmitri und Sasha durch die Straßen Moskaus. Die Morgendämmerung legte sich wie ein graues Tuch über die Stadt, während die ersten Pendler noch schlaftrunken zu ihren Arbeitsstellen strömten. Perfekte Tarnung, hatte Klaus gesagt – in der Masse verschwinden.

»Bist du sicher, dass wir diesem Deutschen vertrauen können?«, fragte Sasha, während sie an einer Ampel warteten. Sein Atem bildete kleine Wolken in der kalten Luft.

Dmitri schüttelte den Kopf. »Nein. Aber wir haben keine Wahl.« Er drückte Sashas Hand kurz, bevor er sie wieder losließ – selbst jetzt, auf der Flucht, konnte eine solche Geste gefährlich sein. »Die Männer meines Vaters werden nicht aufgeben. Wenn sie uns finden...« Er sprach den Satz nicht zu Ende.

Sie überquerten die Straße, jeder mit einem kleinen Rucksack – alles, was sie mitgenommen hatten. Geld, Pässe, ein paar persönliche Gegenstände. Keine Elektronik, hatte Klaus befohlen. Nichts, was man verfolgen könnte.

»Woher wusste dieser Klaus überhaupt von uns?«, fragte Sasha plötzlich. »Und woher kannte er die Pläne deines Vaters?«

Dmitri wollte antworten, als er über Sashas Schulter hinweg einen schwarzen Wagen bemerkte, der langsam die Straße herunterfuhr. Sein Körper versteifte sich.

»Nicht umdrehen«, flüsterte er und zog Sasha sanft in eine Seitenstraße. »Ich glaube, sie suchen bereits nach uns.«

Klaus öffnete eine verschlüsselte Nachricht auf seinem dritten Laptop, während er auf einem anderen bereits die Ausweisdokumente für die beiden Flüchtlinge fälschte. Die Nachricht war kurz, aber der Inhalt ließ seine Augen aufleuchten.

Interesse an Ihrem Angebot besteht. Preis verhandelbar bei Überprüfung der Ware. Kontakt in München folgt.

»Die CIA ist so vorhersehbar«, murmelte Klaus mit einem zufriedenen Lächeln. Er löschte die Nachricht und wechselte zurück zu den gefälschten Pässen. »Aber lassen wir sie noch ein wenig zappeln. Erst muss die Ware sicher ankommen.«

Der Morgenverkehr wurde dichter, als Dmitri und Sasha sich dem Treffpunkt näherten. Die Ecke Twerskaja und Kamergerskij lag im Zentrum Moskaus, umgeben von eleganten Geschäften und Theatern – ein belebter Ort, an dem zwei junge Männer nicht auffallen würden.

»Da vorne muss er sein«, sagte Dmitri und deutete unauffällig auf einen Mann mit grauer Jacke und blauer Mütze, der an einer Hauswand lehnte.

Sie näherten sich langsam. Jeder Nerv in Dmitris Körper war angespannt, jeder Instinkt schrie Vorsicht. Der Mann blickte auf, als sie näher kamen, sein Gesicht ausdruckslos.

»Die Nacht ist kalt in Murmansk«, sagte Dmitri, als sie ihn erreichten.

Der Mann musterte sie kurz. »Aber der Wodka ist warm«, antwortete er mit rauer Stimme. Er nickte knapp. »Folgt mir. Nicht zu dicht.«

Sie setzten sich in Bewegung, behielten etwa zehn Meter Abstand zu ihrem Führer. Die Straßen wurden geschäftiger, Menschen eilten zur Arbeit, Geschäfte öffneten. Dmitri fühlte sich gleichzeitig exponiert und unsichtbar.

»Wir werden beobachtet«, flüsterte Sasha plötzlich.

Dmitri folgte seinem Blick und sah einen Mann in einem dunklen Anzug, der an einem Kiosk Zeitung las – oder so tat. Sein Blick glitt zu oft über das Papier hinweg.

»Scheiße«, murmelte Dmitri. »Mein Vater muss alle mobilisiert haben.«

Ihr Führer bog in eine weitere Seitenstraße ein, und sie folgten. Als sie um die Ecke kamen, war der Mann verschwunden. Stattdessen wartete ein unscheinbarer grauer Van, dessen Motor bereits lief.

»Einsteigen. Schnell«, befahl eine neue Stimme vom Fahrersitz.

Dmitri zögerte. »Wohin bringt ihr uns?«

»Zum Flughafen Scheremetjewo«, antwortete der Fahrer ungeduldig. »Es gibt eine Änderung im Plan. Euer Freund Klaus hat gesagt, ihr müsst die Route wechseln. Der ursprüngliche Flugplatz wird überwacht.«

Sasha und Dmitri tauschten Blicke aus. War dies ein Trick? Eine Falle?

»Beweise es«, forderte Dmitri.

Der Fahrer seufzte und reichte ihnen ein Telefon. »Er will mit euch sprechen.«

Dmitri nahm das Gerät mit zitternden Fingern. »Hallo?«

»Ah, Dmitri Mikhailowitsch«, erklang Klaus' Stimme, ruhig und kontrolliert. »Ich sehe, Sie sind vorsichtig. Gut so. Die Situation hat sich geändert. Ihr Vater hat mehr Einfluss, als ich dachte. Er hat bereits den privaten Flugplatz abgeriegelt und seine Kontakte bei der Grenzpolizei aktiviert.«

»Woher wissen wir, dass wir diesem Fahrer vertrauen können?«, fragte Dmitri.

Ein leises Lachen kam durch den Hörer. »Sie können niemandem vertrauen, Dmitri. Nicht einmal mir. Aber im Moment bin ich Ihre einzige Chance. Der Fahrer wird Sie zu einem Terminal bringen, wo gefälschte Pässe auf Sie warten. Ihr Ziel ist nicht mehr Deutschland – zumindest nicht direkt. Sie fliegen zuerst nach Istanbul, dann weiter.«

Dmitris Magen verkrampfte sich. »Woher wissen Sie, dass mein Vater den Flugplatz überwacht?«

Eine kurze Pause folgte. »Weil ich ihn ausspioniere, natürlich. Zeit ist kostbar, Dmitri. Steigen Sie ein oder laufen Sie Gefahr, gefasst zu werden.«

In seinem Hotelzimmer lehnte sich Klaus zurück, ein zufriedenes Lächeln auf den Lippen. Die Überwachungsbilder vom Flughafen Scheremetjewo zeigten genau das, was er erwartet hatte: Sicher-

heitsbeamte mit Fotos von Dmitri und Sasha, die jeden Passagier kontrollierten.

Parallel dazu öffnete er eine zweite Datei – Informationen über Mikhail Ivanov, Dmitris Vater. Die Liste seiner Kontakte, seiner Vermögenswerte, seiner politischen Verbindungen war beeindruckend.

»Ein wütender Oligarch ist ein gefährlicher Feind«, murmelte Klaus. Er schrieb eine neue Nachricht:

Angebot an beide Seiten: Die Traumverbindung und ihre Testsubjekte. Preis: 500 Mio. USD + Straffreiheit. Bieten Sie mehr als der Konkurrent.

Er verschlüsselte die Nachricht und sendete sie an zwei unterschiedliche Empfänger – eine an die CIA, eine an den FSB. Der Höchstbietende würde gewinnen.

Dann wandte er sich wieder den Überwachungsbildern zu und suchte nach einem Weg, Dmitri und Sasha sicher aus Russland zu bringen. Seltsamerweise fühlte er einen Anflug von... war es Sorge? Er schüttelte den Gedanken ab. Sie waren nur Ware, nichts weiter.

Der Van raste durch den Moskauer Verkehr, nahm Abkürzungen durch Hinterhöfe und schmale Gassen. Dmitri und Sasha wurden gegen die Seitenwände geworfen, als der Fahrer eine besonders scharfe Kurve nahm.

»Sie folgen uns«, sagte der Mann am Steuer knapp. Durch den Rückspiegel konnte Dmitri zwei schwarze Limousinen erkennen, die sich durch den Verkehr schlängelten.

»Die Männer meines Vaters.« Sein Herz hämmerte gegen seine Rippen.

»Nicht nur«, antwortete der Fahrer. »Der FSB ist auch involviert. Dein Vater hat Freunde an hohen Stellen.«

Sasha griff nach Dmitris Hand, drückte sie fest. »Wir schaffen das«, sagte er, obwohl seine Stimme leicht zitterte.

Der Fahrer riss das Steuer herum, bog in einen Tunnel ein, der unter der Moskwa hindurchführte. Am Ausgang wartete bereits ein

zweiter Van, identisch zum ersten.

»Aussteigen! Schnell! Ihr nehmt den anderen Wagen«, befahl der Fahrer.

Sie sprangen heraus, rannten zum zweiten Fahrzeug. Kaum hatten sie die Türen geschlossen, setzte sich auch dieses in Bewegung, während der erste Van in eine andere Richtung davorraste.

»Eine Ablenkung«, erklärte die neue Fahrerin, eine Frau mit hartem, wachsamem Gesicht. »Die werden dem falschen Van folgen, während wir euch zum Terminal 3 bringen. Dort warten eure neuen Identitäten.«

»Warum helfst ihr uns?«, fragte Sasha misstrauisch.

Die Frau warf ihm einen kurzen Blick zu. »Klaus Neumann zahlt gut«, antwortete sie schlicht.

Das kleine Privatflugzeug hob ab, gerade als die ersten Sicherheitsfahrzeuge auf das Rollfeld einbogen. Dmitri blickte durch das kleine Fenster zurück auf die Stadt, die er sein ganzes Leben lang gekannt hatte. Moskau verschwand unter ihnen, wurde kleiner, unbedeutender.

Sasha saß neben ihm, die Anspannung der letzten Stunden noch immer in seinem Gesicht sichtbar. Sie hatten es geschafft – durch komplexe Pläne, unerwartete Wendungen und Glück.

Der Pilot, ein schweigsamer Mann, der nur Türkisch zu sprechen schien, hatte ihnen mitgeteilt, dass sie in etwa drei Stunden in Istanbul landen würden. Von dort aus würde Klaus weitere Anweisungen geben.

»Glaubst du, es ist vorbei?«, fragte Sasha.

Dmitri schüttelte den Kopf. »Nein. Mein Vater gibt nicht auf. Er hat Verbindungen überall, sogar international.«

»Aber warum? Warum riskiert er so viel, nur um uns zu... stoppen?«

Dmitri starrte aus dem Fenster, beobachtete, wie Russland unter ihnen zurückblieb. »Weil ich sein Erbe bin. Sein einziger Sohn. In seinen Augen bin ich sein Besitz, seine Zukunft.« Er drehte sich zu Sasha. »Und du bist derjenige, der seinen Sohn ›verdorben‹ hat.«

Sasha nahm seine Hand, drückte sie fest. »Was geschieht, wenn wir in Deutschland ankommen? Wenn wir diesen Markus Meier treffen?«

»Das weiß ich nicht«, gab Dmitri zu. »Aber etwas sagt mir, dass Klaus mehr weiß, als er zugibt.« Er senkte die Stimme noch weiter. »Und ich bin nicht sicher, ob seine Hilfe... selbstlos ist.«

Das Flugzeug durchbrach die Wolkendecke, und plötzlich waren sie von strahlendem Sonnenlicht umgeben. Dmitri drückte Sashas Hand fester. Was auch immer in Deutschland auf sie wartete – sie waren zusammen. Und für den Moment waren sie frei.

Klaus lehnte sich in seinem Hotelzimmer zurück, die Hände hinter dem Kopf verschränkt. Auf den Bildschirmen vor ihm verfolgte er den Flug des Privatjets in Echtzeit, während auf einem anderen Monitor Nachrichtenmeldungen über ungewöhnliche Aktivitäten am Moskauer Flughafen eintrafen.

Er lächelte zufrieden. Seine Ware war unterwegs, sicher verpackt.

Sein Blick fiel auf einen Ordner, der geöffnet auf seinem Schreibtisch lag – Bilder von Dmitri als Kind, zusammen mit seinem Vater. Ein strenger Mann mit steinernem Gesicht, der seinen Sohn mehr wie einen Besitz als wie einen Menschen behandelte.

Etwas Unerwartetes regte sich in Klaus – ein fernes Echo einer Emotion, die er lange nicht mehr gefühlt hatte. Er schob den Ordner beiseite, unwillig, dem Gefühl nachzugeben.

Er öffnete stattdessen seine E-Mails und fand die ersten Gebote der Geheimdienste. Die Zahlen waren beeindruckend. Bald würde er sich ein neues Leben kaufen können, weit weg von allem.

Und trotzdem – als er den Flug weiter verfolgte, konnte er nicht anders, als zu hoffen, dass Dmitri und Sasha es sicher nach Deutschland schaffen würden. Zumindest bis er entschieden hatte, an wen er sie verkaufen würde.

»Eine seltsame Welt«, murmelte er und tippte eine Nachricht an Markus: »Phase 1 abgeschlossen. Die Vögel haben den Käfig verlassen. Bereiten Sie sich auf Besucher vor.«

Markus lag auf dem Bett seines Hotelzimmers, ein aufgeschlagenes Buch neben sich. Es war kurz nach sieben Uhr abends, aber er fühlte sich seltsam müde. Die letzten Tage hatten an seinen Kräften gezehrt. Die Begegnung mit dem BND-Agenten, die Flucht aus seinem eigenen Haus, Klaus' Erklärungen über die Traumverbindung – alles wirkte wie ein surrealer Film.

Seine Lider wurden schwer, und er gab dem Drang nach, die Augen zu schließen. Sofort wurde er in einen ungewöhnlich intensiven Traum gezogen.

Er sah durch Dmitris Augen, spürte dessen Erschöpfung in seinen eigenen Gliedern. Die Bilder waren kristallklar, als würde er sie durch seine eigenen Augen sehen.

Ein Flughafenterminal... Deutsche Durchsagen hallten durch die Ankunftshalle... Dmitri folgte Klaus durch die Menschenmenge, Sashas Hand fest in seiner. Ein Taxi wartete draußen. Sie stiegen ein und fuhren, vorbei an beleuchteten Geschäften und Restaurants, durch eine Stadt, die Markus sofort erkannte: München.

Dmitri betrachtete die fremden Straßenschilder, während Klaus dem Fahrer auf Deutsch Anweisungen gab. Dann hielt das Taxi vor einem Hotel. Sie stiegen aus, gingen durch die Lobby, nahmen den Aufzug nach oben.

Ein Korridor. Eine Tür. Eine Zimmernummer. Markus erkannte sie sofort – es war sein eigenes Hotelzimmer.

Klaus hob die Hand, um zu klopfen.

In diesem Moment riss Markus die Augen auf, mit einem Gefühl von Dringlichkeit und der absoluten Gewissheit, dass in wenigen Sekunden...

Ein hartnäckiges Klopfen ertönte an seiner Tür.

Markus sprang auf. Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr – 20:17 Uhr. Es war so weit.

Mit zitternden Händen ging er zur Tür und blickte durch den Spion. Dort standen Klaus, mit angespanntem Gesichtsausdruck, und

neben ihm zwei junge Männer – einer groß und schlank mit perfekt gestyltem schwarzem Haar trotz der offensichtlichen Strapazen einer langen Reise, der andere etwas kleiner, mit weicheren Gesichtszügen und wachsamen Augen.

Markus öffnete die Tür und blickte direkt in Dmitris Augen, die eine Mischung aus Erschöpfung und Erkenntnis widerspiegelten. Es war ein seltsamer Moment der Vertrautheit – als hätten sie gerade die gleiche Erfahrung geteilt, von verschiedenen Seiten eines Spiegels aus betrachtet.

»Herr Meier«, sagte Klaus, »entschuldigen Sie die Störung. Aber ich glaube, Sie kennen unsere Gäste bereits.«

Eine seltsame Stille breitete sich aus, als Markus und Dmitri sich zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden. Es war, als würden zwei Welten kollidieren – die Traumwelt und die Realität verschmolzen in diesem Hotelflur zu etwas Neuem, Unbegreiflichem.

»Markus Meier«, sagte Dmitri, seine Stimme ruhiger, als Markus sie je in seinen Träumen gehört hatte. Sein Gesicht war das eines erschöpften jungen Mannes, aber seine Augen leuchteten. »Endlich treffen wir uns.«

Markus suchte nach Worten. »Du siehst anders aus, als ich dich geträumt habe.«

Dmitri lächelte schief. »Du auch. Weniger grau.« Er streckte die Hand aus, zögerte – dann drückte er sie kurz.

Klaus drängte sie ins Zimmer. »Die Begrüßungen können warten. Wir sollten nicht auf dem Flur stehen bleiben.«

Als die Tür sich schloss, standen sie unbeholfen im Halbdunkel des Hotelzimmers. Markus schaltete die kleine Lampe am Schreibtisch ein, die den Raum in warmes, gedämpftes Licht tauchte.

»Ich... ich weiß gar nicht, was ich sagen soll«, gestand Markus, überwältigt von der Situation.

»Es gibt nichts zu sagen«, antwortete Dmitri mit einem schmalen Lächeln. »Wir kennen uns bereits, nicht wahr? Sie haben mein Leben gesehen. Ich habe Ihres gesehen.«

Sasha trat vor, streckte Markus die Hand entgegen. »Und ich bin Sasha. Aber das wissen Sie wahrscheinlich auch schon.« Seine Stimme war weich, aber fest. »Danke, dass Sie mein Leben gerettet haben.«

Markus ergriff die angebotene Hand, noch immer benommen von der Unwirklichkeit des Moments. »Ich... es war... ich habe einfach nur...«

»Sie haben einen Traum gedeutet«, ergänzte Klaus sachlich, während er seinen Laptop auf den kleinen Tisch stellte. »Ein sehr bedeutsamer Traum, wie sich herausstellte.«

Dmitri ließ sich erschöpft auf einen Stuhl sinken. Die Flucht hatte ihre Spuren hinterlassen – blaue Schatten unter seinen Augen zeugten von der Anspannung der letzten Tage.

»Der Flug war eine Tortur«, sagte er, rieb sich die Augen. »Drei verschiedene Flugzeuge, endlose Wartezeiten an abgelegenen Flughäfen. Ich glaube, ich habe seit Moskau kaum mehr als ein paar Stunden geschlafen.«

Sasha legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Du hast im Flugzeug nach Istanbul geschlafen wie ein Stein. Fast die ganze Zeit.«

Dmitri lächelte schwach. »Stimmt. Das hatte ich fast vergessen.« Er blickte zu Markus auf. »Seltsam... ich hatte das Gefühl, als würdest du wissen, dass wir kommen. Als wärst du irgendwie... dabei gewesen.«

Markus nickte. »Ich habe von euch geträumt. Gerade eben. Vom Taxi, vom Hotel, wie ihr hierher gekommen seid.« Er holte tief Luft. »Ich bin aufgewacht, genau in dem Moment, als Klaus die Hand hob, um zu klopfen.«

Markus und Klaus sahen sich vielsagend an.

»Die Zeitlinien synchronisieren sich«, murmelte Klaus, mehr zu sich selbst als zu den anderen.

Markus wandte sich wieder an Dmitri und Sasha. »Möchtet ihr etwas trinken? Essen? Ihr müsst erschöpft sein.«

»Ein Glas Wasser wäre gut«, antwortete Sasha.

Während Markus in die kleine Kochnische ging, warf er immer

wieder verstohlen Blicke auf die beiden jungen Männer. Es war surreal – die Personen, die er tagelang in seinen Träumen begleitet hatte, saßen nun leibhaftig in seinem Hotelzimmer.

»Es tut mir leid, dass wir euch in diese Situation gebracht haben«, sagte er, als er zurückkam und Dmitri und Sasha jeweils ein Glas Wasser reichte.

Dmitri schüttelte den Kopf. »Sie haben uns nichts angetan. Im Gegenteil. Ohne Sie wäre Sasha jetzt tot.«

Eine unbehagliche Stille folgte.

»Was passiert jetzt?«, fragte Markus schließlich und blickte zu Klaus.

Klaus klappte seinen Laptop auf. »Jetzt müssen wir uns beraten. Die Lage ist kompliziert. Dmitris Vater hat nicht nur seine eigenen Leute mobilisiert, sondern auch den FSB. Der BND ist ebenfalls aktiv geworden, wie wir aus Ihrer eigenen... Begegnung wissen, Herr Meier. Und wenn der BND aktiv ist, wird die CIA auch nicht lange auf sich warten lassen.«

»Warum?«, fragte Markus. »Warum sind wir so wichtig für sie?«

Klaus tippte, während er antwortete. »Denken Sie darüber nach, Herr Meier. Sie und Dmitri teilen eine Verbindung, die die Grenzen des bisher Bekannten sprengt. Sie erleben nicht nur das Leben des anderen, sondern können, wie wir jetzt wissen, auch in die Zukunft sehen und diese verändern.« Er blickte kurz auf. »Was glauben Sie, würde ein Geheimdienst mit solchen Fähigkeiten anfangen?«

Markus sank schwer auf sein Bett. »Gott.«

»Genau«, bestätigte Klaus. »Für sie sind Sie beide keine Menschen, sondern Werkzeuge. Potenzielle Waffen.«

Dmitri griff nach Sashas Hand, hielt sie fest. »Mein Vater wird nicht aufgeben. Seine Verbindungen reichen weit. Sobald er herausfindet, dass wir in Deutschland sind...«

»Er wird es nicht herausfinden«, unterbrach Klaus. »Zumindest nicht sofort. Die falschen Fährten, die ich gelegt habe, sollten uns etwas Zeit verschaffen.«

Sasha beugte sich vor, die Ellbogen auf den Knien. »Wie lange

können wir uns verstecken? Wochen? Monate? Ein Leben lang?»

Klaus' Miene wurde hart. »Verstecken ist keine Option. Nicht auf Dauer. Wir brauchen einen Plan.«

Markus sah zu den beiden jungen Russen hinüber, deren Leben so plötzlich mit seinem verwoben war. Sie wirkten erschöpft, aber entschlossen. Besonders Sasha strahlte eine ruhige Stärke aus, die in scharfem Kontrast zu Dmitris nervöser Energie stand.

»Es tut mir leid, dass ich euch in Gefahr gebracht habe«, sagte Dmitri plötzlich zu Markus.

Markus schüttelte den Kopf. »Du hast mich nicht in Gefahr gebracht. Diese... Verbindung zwischen uns, sie ist einfach passiert. Nach meinem... nach dem, was mit Lukas geschehen ist.«

Dmitris Stimme wurde weich. »Ich weiß. Ich habe es gesehen. Gefühlt.«

Klaus räusperte sich. »Wir sollten uns ausruhen. Es war eine lange Nacht, und morgen müssen wir Entscheidungen treffen.« Er klappte seinen Laptop zu. »Ich habe das Nachbarzimmer für Dmitri und Sasha vorbereitet. Die Verbindungstür kann offen bleiben, wenn ihr möchtet.«

Dmitri nickte dankbar. Seine Erschöpfung war jetzt deutlich sichtbar. »Das wäre gut.«

Als Klaus aufstand, um die beiden in ihr Zimmer zu bringen, blieb Markus allein zurück. Er hörte die gedämpften Stimmen durch die Wand, das Rascheln von Taschen, das leise Knarren von Betten.

Durch die halb geöffnete Verbindungstür konnte er sehen, wie Dmitri sich auf das Bett sinken ließ, während Sasha noch etwas aus ihrem spärlichen Gepäck holte. Sie sahen sich kurz an über die Distanz hinweg.

»Schlaf gut«, sagte Markus.

»Sie auch«, antwortete Dmitri mit einem müden Lächeln. »Und träumen Sie von etwas Schönerem. Wir haben genug voneinander geträumt, finden Sie nicht?«

In dieser Nacht, zum ersten Mal seit Monaten, träumte Markus tatsächlich von nichts. Kein anderes Leben. Keine fremde Stadt. Und auch kein Lukas. Nur Schwärze und Stille.